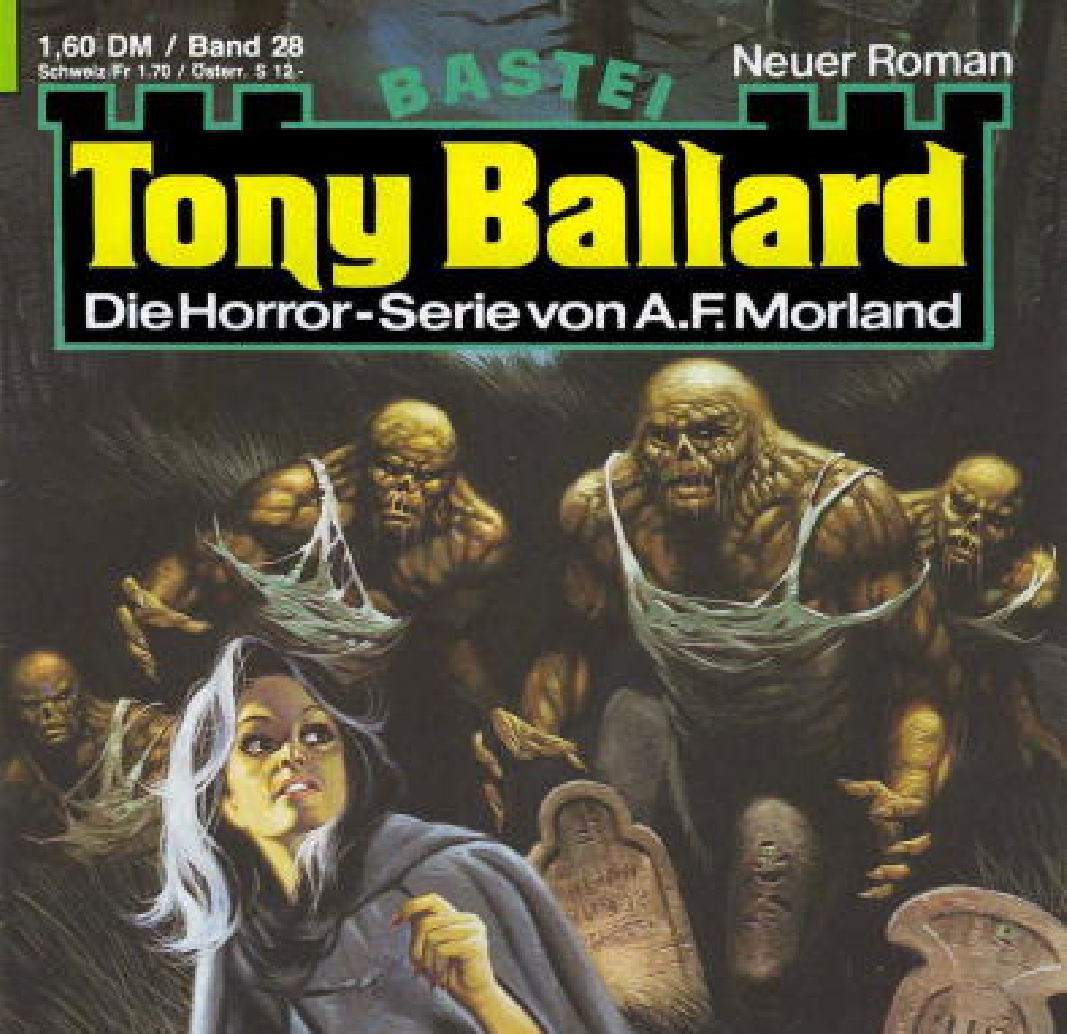


Ghouls in Soho



Ghouls in Soho

Tony Ballard Nr. 28

von A.F.Morland

erschienen am 14.10.1983

Ghouls in Soho

Er war schleimig, häßlich, ekelerregend. Er war ein Ghoul, ein Dämon der übelsten Sorte, und er hatte Hunger. Die Gier quälte ihn seit Stunden. Er wollte endlich Menschenfleisch zwischen seine widerlichen Zähne kriegen.

Schritte drangen an sein Ohr.

Er zuckte in sein Versteck zurück und nahm menschliche Gestalt an. So erwartete er sein ahnungsloses Opfer…

Sie hatte ihre alte kranke Tante besucht, und nun befand sie sich auf dem Heimweg. Der Hilferuf hatte sie am späten Nachmittag erreicht. Das Telefon hatte geläutet, und Tante Maggie hatte mit besorgniserregender Stimme geflüstert: »Kind, kannst du kommen?«

Angie Lampert war bis ins Knochenmark erschrocken. »Mein Gott, Tante Maggie, was hast du denn?«

»Es geht mir nicht gut, Angie.«

»Ich… ich komme sofort. Ich nehme mir ein Taxi.«

Obwohl es nicht weit bis zu Tante Maggie war, und obwohl Angie es sich nur selten leistete, mit dem Taxi zu fahren, machte sie diesmal eine Ausnahme.

Als sie bei Tante Maggie eintraf – die alte Frau konnte nicht selbst öffnen, aber Angie hatte einen Schlüssel zu ihrer Wohnung –, hatte sich deren Zustand verschlechtert.

Angie, zwanzig Jahre alt, war für einen Moment ratlos. Wie tot lag Tante Maggie auf dem Sofa, neben dem das Telefon stand. Angie vergewisserte sich, daß ihre Tante noch lebte.

Dann rief sie den Notarzt an. Zehn Minuten später trafen ein Arzt und ein Helfer ein. Es waren die längsten zehn Minuten in Angies Leben gewesen. Sie hatte sich aufgeregt durch den »Ärztlichen Ratgeber« gewühlt, um einen Tip zu finden, was sie für Tante Maggie tun konnte.

Da sie aber nicht wußte, was der alten Frau fehlte, wagte sie nichts zu unternehmen, bevor der Arzt sie gesehen hatte. Sie wollte nichts falsch machen.

Nach einer kurzen, gründlichen Untersuchung, injizierte der Arzt der alten Frau ein trübes Serum. Wenige Herzschläge später schlug Tante Maggie die Augen wieder auf.

Angie ließ einen tiefen, erleichterten Seufzer hören. Der Doktor ließ Tabletten da und erklärte Angie, wie ihre Tante sie einzunehmen hätte.

»Ich werde dafür sorgen, daß sie sie schluckt«, versprach Angie und geleitete den Arzt und seinen Helfer zur Tür. »Ist es ernst?«

fragte sie in der Diele.

»Die Zustände Ihrer Tante werden von der abgenützten Wirbelsäule ausgelöst«, sagte der Doktor.

»Kann man dagegen nichts tun?«

»Doch, man kann einiges tun, um das Leiden zu lindern. Ihre Tante soll morgen den Hausarzt aufsuchen. Er wird ihr helfen.«

»Ich danke Ihnen.«

Die beiden Männer verließen die Wohnung, und Angie kehrte zu Tante Maggie zurück. Sie liebte die alte Dame, hatte eine gute Beziehung zu ihr.

Tante Maggie lächelte matt. »Nun mache ich dir solche Umstände.«

»Ach, das macht doch nichts. Du weißt, daß du immer auf mich zählen kannst.«

»Hat der Doktor gesagt, was mir fehlt?«

»Er muß Röntgenaugen haben, denn er behauptet, deine Wirbelsäule wäre abgenützt.«

»Er vermutet es wahrscheinlich nur.«

»Du sollst morgen zu deinem Hausarzt gehen.«

»Das werde ich.«

»Möchtest du, daß ich dich begleite?«

»Wir werden sehen, wie ich mich morgen fühle.«

Angie kümmerte sich in aufopfernder Weise um Tante Maggie.

Sie achtete peinlich genau darauf, daß die alte Tante ihre Tabletten regelmäßig einnahm, kochte das Abendessen und machte die Wohnung sauber.

Sie wäre bereit gewesen, die Nacht bei Tante Maggie zu verbringen, doch die alte Dame sagte, es wäre nicht nötig, und so ging Angie Lampert nach Hause.

Es war Ende März, nebelig und kühl. Der Asphalt glänzte feucht.

Unheimliche Schatten schienen durch die Dunkelheit zu schleichen.

In der Nähe schlug eine Turmuhr.

Schon spät, dachte Angie und ging etwas schneller. Eine Stunde nur noch bis Mitternacht.

Mitternacht. Das war für Angie Lampert ein Reizwort. Sie setzte Mitternacht mit Geisterstunde gleich, und vor Geistern hatte sie Angst, obwohl sie noch nie einen gesehen hatte.

Dennoch glaubte sie, daß es Geister gab. Dieser Glaube wurzelt in vielen Menschen. Angie dachte manchmal darüber nach, wieso sie von der Existenz solcher Wesen überzeugt war, doch sie konnte keine Erklärung dafür finden.

Hart hallten ihre Schritte zwischen den eng beisammenstehenden Häusern wider, und plötzlich hörte Angie noch jemandes Schritte.

An und für sich wäre das kein Grund gewesen, sich aufzuregen.

Hatte nur sie das Recht, diese Straße entlangzugehen? Nein, dieses Recht stand jedem zu.

Aber es war bald Mitternacht…

Mehr und mehr bildete sich Angie ein, jemand würde ihr folgen.

Den Schritten nach mußte es ein Mann sein. Angie blickte sich erregt um. Niemand war zu sehen, nur düsterer, unheimlicher Nebel.

Das rothaarige Mädchen wechselte auf die andere Straßenseite hinüber. Der Mann hinter ihr tat es offenbar gleich. Konnte er sie sehen? Orientierte er sich nach ihren Schritten?

Angies Herz klopfte aufgeregt gegen die Rippen. Sie redete sich ein, ihr würde Gefahr drohen, und sie dachte, daß es doch vernünftiger gewesen wäre, die Nacht bei Tante Maggie zu verbringen.

Oder sie hätte sich wenigstens wieder ein Taxi leisten sollen. Ein Mädchen nachts allein auf der Straße… Wird es nicht von manchen Männern als Freiwild angesehen?

Obwohl Angie schnell ging, holte der Mann auf. Angie begann zu laufen. Die nackte Angst stand ihr ins hübsche Gesicht geschrieben. Sie schwor sich, nie wieder allein um diese Zeit zu Fuß nach Hause zu gehen.

Du bist viel zu leichtsinnig, dachte sie. Tag für Tag berichten die Zeitungen von den schlimmsten Verbrechen, die zumeist nachts verübt werden. Sollte dir das nicht eine Warnung sein?

Sie spürte einen stechenden Schmerz in der Seite. Gott, war sie denn noch nicht bald zu Hause? Blitzartig überlegte sie, ob sie sich verstecken sollte.

In einer finsteren Einfahrt standen Holzkisten. Dazwischen war Platz. Schon stand Angies Entschluß fest. Sie eilte auf die Kisten zu und verbarg sich keuchend dahinter.

Es vergingen nur wenige Augenblicke. Dann tauchte im Grau des Nebels die Gestalt eines gedrungenen Mannes auf. Angie hielt den Atem an. Sie biß sich auf die Unterlippe.

Der Mann, der ihre Schritte nun nicht mehr hörte, hatte sein Tempo verlangsamt. Nun blieb er stehen. Angies Herz klopfte hoch oben im Hals. Mit großen Augen beobachtete sie den Unbekannten.

Ein kalter Schweißfilm lag auf ihrem Gesicht, das starr vor Furcht geworden war. Was sie vermutet hatte, stimmte. Der Mann war tatsächlich hinter ihr her.

Nun stand er dort und war unschlüssig.

Geh weiter, dachte Angie zitternd. Geh um Himmels willen weiter. Laß mich in Ruhe. Was willst du denn von mir?

Sie erinnerte sich an eine Gewalttat, die vor nicht allzu langer Zeit einiges Aufsehen erregt hatte. Auf einer U-Bahn-Toilette hatte ein Mann mit einer Axt eine Frau überfallen und niedergeschlagen…

Warum fallen einem solche Dinge ausgerechnet in solchen Situationen ein? ärgerte sich Angie. Fürchte ich mich nicht schon genug?

Müssen solche Gedanken meine Angst noch hochpeitschen?

Sie fühlte sich mit einemmal nicht mehr sicher genug in ihrem finsteren Versteck. Noch tiefer wollte sie sich in der Lücke verbergen. Dabei stieß sie gegen eine der Kisten – und verriet sich prompt mit einem rumpelnden Geräusch.

Der Unbekannte fuhr herum.

Und jetzt kam er auf Angie Lampert zu.

Er hatte ein flaches, nichtssagendes Gesicht. Angie beobachtete ihn zwischen zwei Kisten hindurch. Er blieb vor dem Stapel stehen.

Als er sie entdeckte, verzog sich sein bleiches Gesicht zu einem

breiten, grausamen Grinsen.

Der Mann mit der Axt? schoß es Angie durch den Kopf. Ist er es?

Die Polizei hat ihn noch nicht erwischt.

Sie schaute auf seine Hände, entdeckte keine Axt, atmete dennoch nicht erleichtert auf, denn im selben Moment passierte etwas Fürchterliches…

***

Der Unbekannte verwandelte sich. Seine Augenhöhlen sanken tief ein, die bernsteinfarbenen Augen schienen auf eine geheimnisvolle Weise zu glühen. Das Gesicht zerfloß förmlich, die Haut fing an zu glänzen und wurde schleimig, und als das Monster sein Maul öffnete, blickte Angie in einen blutroten Rachen und sah gelbe, dreieckige Zähne.

Sie wußte nicht, daß sie einen Ghoul vor sich hatte.

Ghouls, das sind widerwärtige Leichenfresser, die zumeist auf Friedhöfen hausen. Es gibt aber auch Ghouls, denen die Toten nicht genügen. Sie suchen sich lebende Opfer…

Ghouls, die niedrigste Dämonenart, sogar von den Mitgliedern der schwarzen Macht gering geschätzt! Mit solch einem Horror-Wesen hatte es Angie Lampert zu tun.

Aber sie traute ihren Augen nicht, zweifelte an ihrem Verstand.

Das gibt es nicht! dachte sie. Du mußt verrückt geworden sein!

Der Ghoul stieß ein gieriges Fauchen aus. Er war hungrig und wollte seinen Hunger stillen. Rasch trat er näher. Mit seinen krallenbewehrten Pranken fegte er die Kisten zur Seite.

Er legte sein Opfer frei. Angie wollte schreien, doch die Angst schnürte ihr die Kehle zu. Als die Hand des Ghouls sie ergreifen wollte, stieß sie ihm eine Kiste entgegen.

Er machte einen Schritt zur Seite und knurrte gereizt. Angie federte hoch. Mit einem weiten Satz sprang sie an dem Monster vorbei. Der Ghoul warf sich hinter ihr her; seine Klauen erwischten Angies Blouson, das häßliche Geräusch von zerreißendem Stoff durchschnitt die Nacht, doch Angie blieb nicht stehen.

Wie von Furien gehetzt rannte sie aus der Einfahrt. Die hochhackigen Schuhe waren ihr hinderlich. Sie schüttelte sie ab und lief in Strümpfen weiter. Nun waren ihre Schritte nicht mehr zu hören, und sie kam auch schneller vorwärts.

Der Ghoul verfolgte sie. Angie hörte deutlich seine stampfenden Schritte. Der Schweiß rann ihr in die Augen. Sie unternahm alle Anstrengungen, um den Verfolger loszuwerden.

Die panische Angst verlieh ihr zusätzliche Kräfte. Der Ghoul fiel zurück. Angie bog um die nächste Ecke. Nun war es nicht mehr weit bis zu dem Haus, in dem sie wohnte.

Etwa hundertfünfzig Meter mußte sie noch zurücklegen. Sie hatte das Gefühl, ihre Lunge würde gleich zerplatzen und ihr Herz zerspringen. Sie war am Ende, war erledigt, aber sie biß die Zähne zusammen und erreichte schwer atmend ihr Haus.

In fieberhafter Eile suchte sie die Schlüssel. Schnell! Schnell! Das Ungeheuer erwischt dich sonst doch noch! rief eine Stimme in ihr.

Zitternd schob sie den Schlüssel ins Schloß. Sekunden später befand sie sich im Haus. Sie drückte die Tür zu, aber das reichte ihr noch nicht. Sicher würde sie sich erst in ihrer Wohnung fühlen.

Hastig lief sie durch den dunklen Gang zur Treppe, diese hinauf zum zweiten Stock, wo sich ihre Wohnung befand. Nervös stocherte sie mit dem Schlüssel herum.

Als die Tür endlich offen war, trat sie ein und warf die Tür hinter sich zu. Ein lauter Knall hallte durch das Haus. Angie dachte an Gordon Pinsent, ihren Nachbarn, der mit keinem Mieter in Frieden leben konnte.

Er fand immer einen Grund zum Streiten, und wenn er von diesem Knall geweckt worden war, würde sich Angie morgen einiges von ihm anhören können. Aber das war ihr im Moment egal.

Hauptsache, es war ihr gelungen, diesem Monster zu entgehen.

Hauptsache, sie lebte noch. Die Sache hätte auch anders ausgehen können.

Angie wankte ins Wohnzimmer. Sie begab sich zaghaft zum Fenster und blickte auf die Straße hinunter. Niemand war zu sehen.

Das Scheusal schien ihre Spur verloren zu haben.

Dafür dankte sie dem Himmel.

Sie verließ das Fenster und setzte sich auf das Sofa. Das Licht wagte sie nicht anzuschalten, um sich nicht zu verraten. Dann brach der Damm in ihr. Die aufgestauten Gefühle überschwemmten sie.

Sie ließ sich auf die Kissen fallen und weinte.

Als sie sich einigermaßen erholt hatte, überlegte sie, ob sie die Polizei anrufen sollte. Was soll ich sagen? fragte sie sich. Daß ich einen Mann gesehen habe, der sich vor meinen Augen in ein Monster verwandelte? Das glaubt mir doch niemand. Man wird mich von einem Psychiater untersuchen lassen, und der wird mich für verrückt erklären.

Damit ihr das nicht passierte, beschloß sie, die Sache auf sich beruhen zu lassen, und sie schwor sich, nie mehr so spät allein die Straße zu betreten. Sie meinte, damit jeder Gefahr aus dem Wege gehen zu können, aber sie irrte sich.

***

Wir wohnten neuerdings im Hotel. Nicht, weil wir so vornehm geworden waren und uns nur noch bedienen lassen wollten, sondern

weil Mago, der Schwarzmagier, mit seinen Schergen mein Haus verwüstet hatte. [1]

Der Jäger der abtrünnigen Hexen war seit einiger Zeit scharf auf Mr. Silvers Höllenschwert gewesen. Er hatte sich mit Rufus, dem Dämon mit den vielen Gesichtern, und mit unserem ehemaligen Freund und jetzigen Söldner der Hölle Frank Esslin zusammengetan, um diese starke Waffe in seinen Besitz zu bringen.

Doch damit hatte er Schiffbruch erlitten, und so hatte er auf einen günstigeren Zeitpunkt gewartet.

Nun besaß er das Höllenschwert, und wir wußten nicht, wie man es sich wieder holen konnte.

Mittlerweile hatten wir ein Abenteuer im Reich der grünen Schatten hinter uns gebracht, und Pater Severin – er weiht die Silberkugeln für meinen Revolver – war mit von der Partie gewesen. [2]

Wir erledigten die schwarze Chimäre, ein gefräßiges Ungeheuer, dem viele Schattenwesen geopfert worden waren, und wir hatten Thoran kennengelernt, den grausamen Magier-Dämon von der Prä-Welt Coor, der seinen Machtbereich auf das Reich der grünen Schatten ausdehnen wollte.

Thoran – er war einer von den Grausamen 5, deren Anführer sich Höllenfaust nannte und von denen wir zum erstenmal hörten, als wir uns auf dem Weg zum Tunnel der Kraft befanden, in dem sich mein Freund und Kampfgefährte, der Ex-Dämon Mr. Silver, seine verlorenen übernatürlichen Fähigkeiten wiederholen wollte. [3]

Wir hatten Thoran einen Strich durch seine Rechnung gemacht, und nun konnten wir davon ausgehen, daß wir nicht die erste und die letzte Begegnung mit ihm hinter uns hatten.

Eine Woche war seit unserem Kampf in der anderen Dimension vergangen, und die auf Hochtouren laufenden Renovierungsarbeiten näherten sich ihrem Ende. Tucker Peckinpah, der reiche Industrielle, hatte von vornherein klargestellt, daß Geld keine Rolle spiele, und so konnten wir sicher sein, daß unser Heim bald wieder im schönsten Glanz erstrahlen würde.

Obwohl wir im Hotel sehr gut untergebracht waren, freute ich mich auf mein eigenes Zuhause.

Vicky Bonney, meine blonde, blauäugige Freundin, verließ mit mir das Hotel. Sie trug ein kornblumenblaues Kopftuch. Wir stiegen in meinen weißen Peugeot 504 TI. Beide waren wir verabredet.

Vicky mit einer guten alten Freundin, die sie lange nicht gesehen hatte, und ich mit Tucker Peckinpah, der mich zu sich in sein Haus eingeladen hatte.

»Ich freue mich schon sehr auf Zohra Grant«, sagte Vicky, während ich den Motor startete. »Sie ist eine liebenswerte Person.«

»Dann wirst du von nun an wahrscheinlich öfter mit ihr zusammen

sein«, sagte ich und fuhr los.
»Kann schon sein. Ich mußte sie lange entbehren, weil sie in Paris lebte und arbeitete. Aber nun ist sie nach London zurückgekehrt und hat nicht die Absicht, wieder wegzugehen.«
»Ist sie hübsch?«
»Ja, sehr.«
»Dann mußt du sie mir unbedingt einmal vorstellen.«
»Du willst mich ärgern.«
»Wie kommst du denn auf die Idee?« fragte ich und setzte eine Unschuldsmiene auf.
»Dich haben keine anderen Mädchen zu interessieren, verstanden?«
»Jawohl, Herr Hauptmann.«
»Dir reicht Vicky Bonney!«
»Wie Herr Hauptmann meinen«, sagte ich schneidig und grinste.
»Was ist Zohra Grant denn von Beruf?«
»Modezeichnerin. Sie entwirft die schicksten Modelle für die Haute Couture.«
»Hoffentlich entdeckst du jetzt nicht deine Liebe für verrückte Kleider.«
»Ich weiß, was mir steht. Oder hattest du an meinen Kleidern schon mal etwas auszusetzen?«
»Noch nicht, aber man sagt, daß diese Modeleute alle ein bißchen überspannt sind.«
»Zohra Grant nicht.«
»Ich verstehe. Sie ist die große Ausnahme.«
»Ist sie auch.«
»Dann bin ich doppelt neugierig auf sie. Wenn ich nicht mit Tucker Peckinpah verabredet wäre, würde ich mich von dir nicht abschütteln lassen. Ich habe einen Vorschlag: Wenn wir wieder in unserem Haus wohnen, lädst du Zohra Grant ein, okay?«
»Meinetwegen.«
»Sie ist bestimmt ganz versessen darauf, einen so mutigen Dämonenjäger wie mich kennenzulernen.«
Vicky musterte mich. »Ist wirklich so viel an dir dran, Tony Ballard?«
»Aber ja.«
»Wieso habe ich es dann in all den Jahren noch nicht entdeckt?«
»Jetzt willst du mich ärgern«, feixte ich. »Es wird dir aber nicht gelingen.«
Wir verließen Paddington und rollten auf Soho zu, wo Zohra Grant seit kurzem wohnte. Der Tag war mies. Der Himmel kleidete sich in tristes Grau, Windböen pfiffen durch die Straßen, und ich sah zahlreiche Leute ihren Hüten nachlaufen.
Soho, ein Stadtteil von Weltruf. Hier gab es teils luxuriöse, teils volkstümliche Restaurants. Manche Gassen waren eng und winkelig.

In ihnen trieb sich der Mob herum, und es war nicht immer ratsam für Fremde, hier allein durchzugehen.

Ich fuhr bis vor das Haus, in dem Zohra Grant wohnte. Vicky Bonney stieg aus.

»Einen vergnüglichen Nachmittag wünsche ich«, sagte ich.

»Wünsch' ich dir auch«, gab Vicky zurück und warf die Tür zu.

Sie schritt durch die Einfahrt, und ich fuhr weiter, sobald sie aus meinem Blickfeld verschwunden war. Ich ahnte nicht, daß ich schon sehr bald wieder hier sein und der Anlaß dafür ein recht trauriger sein würde.

***

Vicky Bonney gelangte in den Hinterhof. Sie sah einen weißen Vauxhall und ein schwarzhaariges Mädchen: Zohra Grant. Zohra trug Gummistiefel, hielt einen Schlauch in der Hand, aus dem unaufhörlich Wasser floß, und wusch mit einer langstieligen Bürste das Fahrzeug.

So war sie. Sie verdiente viel Geld mit ihren Kreationen und hätte sich den Wagen in der Garage waschen lassen können, aber das wollte sie nicht.

Sie scheute sich nicht vor solchen Arbeiten, machte gern etwas selbst. Sie konnte tapezieren, Elektrogeräte reparieren und vieles mehr. Sie war ein sehr praktisches Mädchen.

»Vicky!« rief sie erfreut aus, als sie die Freundin erblickte. Sie trug Jeans und einen vom Waschwasser durchnäßten Pullover, aber das störte Vicky nicht, sie lachend zu umarmen.

»Hallo, Zohra, du siehst großartig aus.«

»Warum nennst du das Kind nicht beim Namen? Ich habe sechs Pfund zugenommen.«

»Aber an den richtigen Stellen. Es stört nicht«, sagte Vicky.

Das Wasser rann auf die Pflastersteine und suchte sich einen Weg zum Kanal.

»Wie unhöflich von mir, das Auto zu waschen, wenn ich weiß, daß du kommst«, sagte Zohra.

»Ach, das macht doch nichts«, erwiderte Vicky.

»Ich dachte, ich wäre fertig, bis du kommst. Ich rechnete nicht mit deiner Überpünktlichkeit.«

»Das ist schon in Ordnung, Zohra«, sagte Vicky und lächelte verständnisvoll.

»Du kannst inzwischen hinaufgehen und uns zwei schöne große Begrüßungsdrinks mixen, was hältst du davon?«

»Einverstanden.«

»Dritter Stock«, sagte Zohra Grant und wies mit den Augen nach oben.

»Bist du mit einem Highball einverstanden?«

»Großartig. In zwei Minuten komme ich nach. Du brauchst keine Schlüssel. Ich habe nicht abgeschlossen.«

»Du hast immer noch sehr großes Vertrauen zu deinen Mitmenschen, wie?«

»Scheint so«, sagte Zohra, aber Vicky glaubte zu erkennen, daß die Freundin irgend etwas bedrückte. Hatte Zohra sie deshalb zu sich gebeten? Wollte sie mit ihr über ein Problem sprechen? Vicky wäre es recht gewesen, und sie hätte Zohra geholfen, falls sie Hilfe gebraucht hätte. Wozu hat man Freunde? Daß sie einen in der Not im Stich lassen? Nein.

»Also, bis gleich«, sagte Vicky Bonney.

»Ja, bis gleich«, erwiderte Zohra Grant und wandte sich wieder ihrem Wagen zu.

Das Haus war alt und abgewohnt. Zohra hätte sich etwas Besseres leisten können. In einem eigenen Haus in West End hätte sie wohnen können. Warum hatte sie sich für Soho entschieden?

Handelte es sich hierbei nur um ein Übergangsquartier?

Wollte sich Zohra mit der Suche nach einem Haus, das ihren Vorstellungen entsprach, Zeit lassen?

Es gab keinen Lift. Vicky Bonney stieg die Treppen hoch und war gespannt, was ihr die Freundin alles erzählen würde.

Dritter Stock. An der Tür stand schon Zohras Name. Vicky öffnete sie und trat in einen breiten Flur. Da sie die Wohnung kennenlernen wollte, warf sie in jeden Raum einen Blick.

Sauberkeit überall. Nirgendwo lagen Kleidungsstücke herum.

Zohra Grant war schon fast pedantisch genau. Auch in ihrem Arbeitszimmer, das von einem riesigen Schreibtisch beherrscht wurde, fand Vicky eine peinliche Ordnung vor.

Im Wohnzimmer entdeckte sie die gut sortierte Hausbar. Darauf hatte Zohra immer schon geachtet. Sie trank ganz gern hin und wieder ein Gläschen, ohne daß man sie deshalb als Alkoholikerin hätte einstufen müssen.

Sie genoß die Drinks – aber niemals übermäßig.

Vicky Bonney zog ihre Jacke aus und stellte zwei Gläser bereit.

Da bemerkte sie aus den Augenwinkeln, wie sich eine der Übergardinen bewegte.

Dahinter mußte jemand stehen!

Kaum war ihr das bewußt geworden, da überstürzten sich die Ereignisse. Der Vorhang wurde zur Seite gefegt.

Gleichzeitig stürzte sich jemand von hinten auf das Mädchen.

Vicky kam nicht dazu, zu schreien. Alles ging unglaublich schnell.

Ein Schlag traf ihren Hinterkopf, und sie brach ohnmächtig zusammen.

***

»Ah, Tony«, sagte Tucker Peckinpah. Der sechzigjährige Industrielle mit den sagenhaften Verbindungen kam auf mich zu und reichte mir beide Hände.

»Hallo, Partner«, erwiderte ich.

Er nahm die unvermeidliche Zigarre aus dem Mund und fuhr sich mit den Fingern durch das stark gelichtete Haar.

»Nehmen Sie Platz.«

»Danke.«

»Einen Pernod?«

»Da sage ich nicht nein«, erwiderte ich grinsend.

Obwohl er einen Butler hatte, bediente er mich selbst. Peckinpah brachte mir den Drink. Er selbst hatte sich einen Scotch genommen.

Wir prosteten einander zu. Ich nippte an meinem Drink und stellte das Glas auf den Rauchglastisch.

»Die Renovierungsarbeiten an Ihrem Haus sind nahezu beendet«, erzählte der Industrielle.

Ich schmunzelte. »Werde ich mein Heim noch wiedererkennen?«

»Ich war heute da. Es ist schöner, wohnlicher geworden, aber die altvertraute Atmosphäre ging nicht verloren. Der beste Innenarchitekt Londons gab sich die größte Mühe.«

»Davon bin ich überzeugt. Er hat für diese Selbstaufopferung auch bestimmt eine Menge Geld bekommen.«

Peckinpah machte eine wegwerfende Handbewegung. Geld – er hatte mehr als genug davon, und es war für ihn dazu da, um ausgegeben zu werden.

»Werden Sie das neue Haus einweihen?« fragte der Industrielle.

»Natürlich. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Und es ist mal wieder eines fällig.«

»Ich hoffe, Sie vergessen nicht, mich einzuladen.«

»Wie könnte ich? Wenn mir an meinem neuen Zuhause irgend etwas nicht gefällt, brauche ich doch jemanden, an den ich mich mit meiner Beschwerde wenden kann«, sagte ich lächelnd. »Wie gehen Ihre Geschäfte?«

»Zufriedenstellend«, sagte Peckinpah, und wenn er das behauptete, konnte ich sicher sein, daß sich seine Gewinne sehen lassen konnten. Er hatte Goldfinger. Was er anfaßte, wurde ein Bombengeschäft. Finanzielle Rückschläge hatte es für ihn meines Wissens noch nie gegeben.

Doch selbst wenn es einmal einen solchen geben sollte, würde ihn Peckinpah mühelos verkraften, denn der finanzielle Puffer, der den Rückschlag abfangen würde, war beruhigend dick.

Wir sprachen über viele Dinge. Peckinpah war ein belesener Mann. Man konnte mit ihm über alles reden.

Es blieb selbstverständlich nicht aus, daß wir auch über meine Arbeit

sprachen, denn schließlich arbeitete ich für ihn.

Peckinpah hatte mich, den Privatdetektiv, auf Dauer engagiert, damit ich mich ohne finanzielle Sorgen dem Kampf gegen die schwarze Macht widmen konnte.

Selbst im Falle seines Todes war für mich vorgesorgt. Der Industrielle hatte mich in seinem Testament berücksichtigt, damit der Kampf auch nach seinem Ausscheiden weitergehen konnte.

Ich hoffte natürlich, daß uns der sympathische Industrielle noch lange erhalten blieb.

Da wir über meine Arbeit redeten, kam fast automatisch auch Frank Esslin, der Söldner der Hölle, zur Sprache.

Verdammt, wir waren mal die dicksten Freunde gewesen, und nun stand Frank auf der anderen Seite, war unser Todfeind, haßte uns, hätte nichts lieber getan als uns vernichtet.

Er hatte die Fronten nicht aus freien Stücken gewechselt. Unschuldig war er auf die Seite der schwarzen Macht gelangt. Rufus, der die Fähigkeit besessen hatte, sich selbst zu zerstören, wenn man ihn in die Enge trieb, hatte davon auf dem Schiff der schwarzen Piraten Gebrauch gemacht, als ihm Mr. Silver den Garaus machen wollte.

Und Frank Esslin hatte er mitgenommen.

Als er unseren Freund dann mit Hilfe der Totenuhr, einem Energie-Vampir, wieder zum Leben erweckte, bekam Frank Esslin eine schwarze Seele eingehaucht. Frank… Gott, wie oft hatten wir zusammen gegen Ausgeburten der Hölle gekämpft. Durch dick und dünn waren wir miteinander gegangen. Ich hatte mich hundertprozentig auf Frank verlassen können.

Und nun war Frank, dieser mutige WHO-Arzt, der einst so vielen Menschen geholfen hatte, zu einer großen Gefahr für die Menschheit geworden, denn er wollte sich höllische Sporen verdienen.

Er wollte auf der schwarzen Seite Karriere machen, und er war im Besitz einer gefährlichen Bombe – nein, vieler Bomben!

Phorkys, der Vater der Ungeheuer, hatte ein schreckliches Monster geschaffen. Rufus verkleinerte es auf Pillengröße und vervielfältigte es. Wer eine solche Pille schluckte, wurde zur Bestie.

Wir hatten das erlebt. Eine ganze Boxstaffel war mit diesem Keim des Bösen vergiftet worden, und es gab noch genug Pillen, um eine schreckliche Katastrophe auszulösen.

Tucker Peckinpah hatte alles unternommen, um Frank Esslins Spur zu finden. Vergeblich. Wir mußten annehmen, daß Frank London mit unbekanntem Ziel verlassen hatte.

»Mir wäre wohler, wenn ihm diese Höllenpillen nicht mehr zur Verfügung stünden«, sagte der Industrielle.

»Mir auch«, gab ich zurück. »Und noch besser würde ich mich fühlen, wenn es uns gelungen wäre, Frank unschädlich zu machen.«

»Es müßte eine Möglichkeit geben, ihn auf unsere Seite zurückzuholen«, sagte mein Partner.
»Ich habe alle unsere Freunde gefragt. Sie wissen nicht, wie man das zustande bringen könnte.«
»Ich kann mich mit dem Gedanken nicht abfinden, daß Frank für uns verloren ist, Tony.«
»Auch mir fällt das schwer, aber es wird mehr und mehr zu einer unverrückbaren Tatsache.«
»Sie würden ihn töten, wenn Sie die Gelegenheit dazu bekämen, nicht wahr?«
Ich schüttelte den Kopf. »Nur, wenn er mir keine andere Wahl läßt. Lieber wäre es mir, ihn auf irgendeine Weise kampfunfähig machen zu können.«
»Und dann?«
»Dann würde ich ihn auf Eis legen, und da würde er so lange liegen bleiben, bis wir eine Möglichkeit gefunden haben, ihn zu retten.«
»Wenn sich eine solche Möglichkeit aber nie findet?«
»Dann bleibt er für immer auf Eis liegen.«
»Wäre das nicht noch schlimmer als ihn zu vernichten?«
»Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß es beinahe meine Kräfte übersteigen würde, den ehemaligen Freund umzubringen.«
Peckinpah nickte nachdenklich. »Ich kann Sie sehr gut verstehen, Tony. Wissen Sie, was ich veranlaßt habe?«
Ich griff nach meinem Pernodglas, trank und wartete darauf, daß mein Partner weitersprach.
»Frank Esslin gehört immer noch das Haus in New York.«
»Im Bezirk Queens«, sagte ich. »In der Nähe von College Point. Ein prachtvolles Tudor-Haus.«
»Es wird rund um die Uhr bewacht. Sowie Frank Esslin sich dort blicken läßt, bekomme ich umgehend Bescheid.«
»Dann wollen wir hoffen, daß es bald dazu kommt, denn dieses Warten macht mich langsam mürbe.«
»Die Gegenseite sorgt schon immer wieder dafür, daß bei Ihnen keine Langeweile aufkommt«, meinte der Industrielle.
Dazu kam es gerade eben wieder, doch wir hatten davon noch keinen blassen Schimmer.

***

Oh, dieses Hämmern im Kopf.
Vicky Bonney stöhnte. Sie lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Teppich. Jetzt drehte sie sich ächzend auf den Rücken und öffnete die Augen. Wie durch einen trüben Schleier sah sie die weiße Decke, den Lüster, und sie hatte keine Ahnung, wie lange sie ohne Bewußtsein gewesen war.

Benommen setzte sie sich auf. Die Umgebung war ihr fremd. Sie brauchte eine Weile, bis sie wieder wußte, wo sie sich befand.

In Zohra Grants Wohnung war sie, und sie war überfallen worden. Von wem? Ihr Bemühen, sich zu erinnern, fruchtete nicht.

Zwei Männer? Waren es zwei Männer gewesen?

Der eine hatte hinter dem Vorhang gestanden. Der andere… irgendwo.

Zohra hatte sie nach oben geschickt. Die Begrüßungsdrinks hätte sie bereiten sollen. Hatte Zohra gewußt, was sie, Vicky, hier oben erwartete? Nein, mit Sicherheit nicht.

Zohra war ihre Freundin. Niemals würde sie sie in eine Falle schicken. Warum hätte Zohra das auch tun sollen?

Zwei Männer. Vicky Bonney schloß die Augen und versuchte sich an sie zu erinnern. Hatte sie sie gesehen? Oder wenigstens einen von beiden? Sie wußte es nicht.

Der Schlag hatte die mögliche Erinnerung ausgelöscht. Für immer? Oder würde die Erinnerung später wiederkehren?

Vielleicht.

Mühsam erhob sich Vicky. Das Zimmer drehte sich um sie. Sie lehnte sich an die Wand und wartete, bis der Raum stillstand. Dann begab sie sich zum Fenster und blickte hinunter.

Dort stand der weiße Vauxhall. Aber wo war Zohra? Sie hatte ihre Arbeit beendet. Der Wasserschlauch lag zusammengerollt neben dem Hauseingang. Das Auto glänzte, als käme es geradewegs aus dem Schaufenster.

Eigenartig, dachte Vicky Bonney.

Hatten es diese Männer auf Zohra abgesehen gehabt? Vicky fiel ein, daß Zohra Grant irgendwie bedrückt ausgesehen hatte. Sie hatte sogar vermutet, daß Zohra sie aus diesem Grund angerufen und zu sich geholt hatte.

Was war los? Was wurde hier gespielt? In welche Schwierigkeiten war Zohra geraten?

Vicky wollte das Bad aufsuchen, um ihre lahmen Lebensgeister mit kaltem Wasser auf Vordermann zu bringen. Anschließend würde sie sich gründlich in der Wohnung der Freundin umsehen.

Sie war zwar keine Detektivin, sondern eine recht erfolgreiche Schriftstellerin, aber sie war mit einem guten Privatdetektiv befreundet, und den würde sie um Hilfe bitten, falls sie selbst keine Antworten auf ihre Fragen in dieser Wohnung finden konnte.

Sie verließ den Living-room mit schweren Schritten. An ihren Schuhen schienen Bleisohlen befestigt worden zu sein.

Mysteriös war die ganze Angelegenheit, und Vicky hoffte, so bald wie möglich Licht in das herrschende Dunkel bringen zu können. Sie erinnerte sich, mal von einem Krieg zwischen zwei verfeindeten

Modehäusern gelesen zu haben. Das ging so weit, daß der eine Haute-Couturier den anderen durch einen bezahlten Killer ermorden ließ.

Stand Zohra Grant etwa auch zwischen solchen Fronten?

Vicky öffnete die Badezimmertür, trat ein und betrachtete ihr fahles Gesicht im Spiegelschrank. Sie drehte das kalte Wasser auf, bildete mit beiden Händen eine große Schale und schleuderte sich das Wasser immer wieder ins Gesicht. Das war jedesmal ein kleiner Schock. Es wirkte. Vicky erholte sich langsam wieder.

Auf der Suche nach einem Handtuch drehte sie sich um.

Da fuhr ihr ein Eissplitter ins Herz, denn sie sah Zohra Grant wieder. Nackt lag die Freundin im Wasser der Badewanne. Auf ihr lag ein elektrisches Heizgerät.

Selbstverständlich hatte der Strom sie getötet.

Es sah wie ein Unfall aus, aber Vicky Bonney wußte, daß Zohra Grant einem Mordanschlag zum Opfer gefallen war.

***

Die Aufbahrungshalle war voller Menschen. Sie alle wollten John Madden das letzte Geleit geben. Der Tod hatte den energiegeladenen Mann mitten aus dem Leben herausgerissen.

Erst vierzigjährig hatte er diese Welt bereits verlassen müssen.

Niemand konnte es verstehen, am allerwenigsten seine Frau Amanda. Er war immer kerngesund gewesen.

Zugegeben, er hatte viel gearbeitet als Filialleiter einer großen Londoner Bank, aber er hatte sich gesund ernährt und in seiner Freizeit viel Sport betrieben.

Jogging, Schwimmen, Tennis… Damit wollte er sich fit halten, doch alles hatte nichts genützt, das Herz war stehengeblieben – von einem Moment zum andern.

Beim Abendessen war es passiert. Er und seine Frau hatten am Tisch gesessen und sich über Freunde unterhalten. Plötzlich weiteten sich seine Augen. Er starrte Amanda an. Sein Gesicht verzerrte sich, als habe er entsetzliche Schmerzen. Sein Mund öffnete sich zu einem stummen Schrei. Dann fiel er vornüber auf den Tisch, warf das Rotweinglas um und regte sich nicht mehr.

Ein furchtbarer Schock für Amanda Madden, die ihren Mann sehr geliebt hatte. Sie hatten eine überaus glückliche Ehe geführt.

John Madden war ein liebevoller, taktvoller, großzügiger Gatte gewesen.

Einen Haupttreffer hatte Amanda mit ihm gemacht, das hatten ihre Freundinnen schon vor sechzehn Jahren behauptet, als sie John heiratete. Und sie waren bis zu seinem Tod so glücklich wie am ersten Tag gewesen. Eine Seltenheit, aber auch das gibt es.

Und nun lag er dort in diesem Sarg, der in einem Blumenmeer zu

versinken drohte, war aus dem Leben geschieden und ließ Amanda allein zurück, denn ihre glückliche Ehe hatte nur einen einzigen Wermutstropfen gehabt: Sie war kinderlos geblieben.

Allein! dachte Amanda Madden und weinte still hinter dem schwarzen Schleier, der ihr bleiches Gesicht verdeckte. Mutterseelenallein… Sie wußte nicht, wie sie damit fertigwerden sollte.

Natürlich hatte sie Freunde, und alle waren rührend besorgt um sie, aber nichts ermüdet so rasch wie Mitleid.

Man konnte sich nicht ständig um sie kümmern, hatte eigene Probleme, die bald wieder in den Vordergrund rücken würden. Dann würde sie ihren Freunden mit ihrem Leid zur Last werden.

Gott im Himmel, dachte Amanda Madden. Warum bestrafst du mich so grausam? Was habe ich getan? Womit habe ich deinen Zorn auf mich gelenkt? War ich all die Jahre nicht schon genug gestraft, weil ich keine Kinder bekommen konnte? Mußtest du mich noch härter schlagen? Warum? Warum?

Am liebsten hätte sie es laut herausgeschrien, so verzweifelt war sie.

Die Sargträger trafen ein. Sie räumten Blumen und Kränze beiseite. »Komm«, sagte George Noris, John Maddens bester Freund, sanft zu der jungen Witwe. Er schob seine Hand unter Amandas Arm und war ihr beim Aufstehen behilflich.

Müde und kraftlos war sie. Wenn sie nicht saß, stützte George sie ständig. George – ein wahrer Freund.

Seit Johns Tod war er immerzu in ihrer Nähe, wenn sie ihn brauchte. Er sagte, das wäre er seinem toten Freund schuldig. Er hatte auch Beruhigungstabletten für sie besorgt, damit sie sich bei der Beerdigung nicht zu sehr aufregte und womöglich mit einem Nervenzusammenbruch ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte.

»Wie fühlst du dich, Amanda?« fragte er.

»Elend«, hauchte sie hinter dem schwarzen Schleier.

»Er mußte nicht leiden.«

»Ein schwacher Trost. Bei einem alten Menschen muß man damit rechnen, aber John war vierzig…«

»Versuche dich damit zu trösten, daß er uns in eine bessere Welt vorausgegangen ist. Eines Tages wirst du ihn wiedersehen.«

Die Sargträger hatten Blumen und Kränze fortgeräumt und nahmen beiderseits des Sarges Aufstellung.

»Ich möchte ihn noch einmal sehen, George«, sagte die junge Witwe leise.

George Noris schüttelte den Kopf. »Davon rate ich dir ab. Es wird dich überfordern.«

»Bitte, George…«, flehte Amanda Madden.

»Warum willst du die Wunde noch mehr aufreißen?«

»Ich muß John noch einmal sehen.«
»Es wird dir sehr wehtun. Du wirst zusammenbrechen.«
»Du darfst es mir nicht verwehren, George!«
»Na schön, ich rede mit den Sargträgern«, erwiderte George Noris und ließ Amanda Madden vorsichtig los. Sie riß sich zusammen, schwankte nicht einmal. Aber sie mußte ihre ganze Kraft aufbieten, um so kerzengerade stehenzubleiben.
Noris begab sich zu den Sargträgern. Er sprach mit gedämpfter Stimme, sie nickten verständnisvoll. Maddens bester Freund kehrte zur Witwe zurück und stützte sie wieder.
Er führte sie zum Sarg.
Der Deckel wurde geöffnet – und Amanda Madden fiel mit einem heiseren Aufschrei in Ohnmacht, während George Noris starr vor Grauen und Entsetzen in den Sarg blickte.
Der Leichnam war nicht wiederzuerkennen. Ein Tier hatte ihm an einigen Stellen das Fleisch von den Knochen gefressen.
Noris spürte ein schmerzhaftes Würgen im Hals. Amanda festhaltend, wandte er sich erschüttert ab.
Er konnte nicht wissen, daß den Toten kein Tier, sondern ein Ghoul verwüstet hatte.

***

Ich schob mir ein Lakritzebonbon in den Mund, während sich Tucker Peckinpah eine neue Zigarre anzündete. Er machte daraus eine kleine Zeremonie. Die Glutkrone mußte schön rund sein. Bevor sie das nicht war, setzte er sein Feuerzeug nicht ab.
»Wie arm sind Sie doch als Nichtraucher«, sagte der Industrielle in mitleidigem Tonfall.
»Finde ich überhaupt nicht«, widersprach ich ihm.
»Sie wissen nicht, was für ein Genuß Ihnen entgeht.«
»Geben Sie sich keine Mühe, ich halte nichts von solchen Kotzbalken. Ich lebe gesünder als Sie.«
»Hoffen Sie, als Nichtraucher älter zu werden? Ich bin Raucher und trotzdem schon sechzig.«
»Vielleicht wären Sie als Nichtraucher bereits hundertzwanzig«, entgegnete ich schmunzelnd.
Das Telefon schlug an. Tucker Peckinpah erhob sich und begab sich zum Apparat. Er meldete sich. Nicht viele kannten seine private Geheimnummer. Er nahm die Zigarre aus dem Mund, und seine Augen weiteten sich.
»Für Sie, Tony!« sagte er hastig. »Es ist Vicky Bonney. Sie ist völlig durcheinander. Da muß etwas passiert sein.«
Ich flitzte hoch und riß meinem Partner förmlich den Hörer aus den Fingern. »Ja, Vicky?«

»Tony…«, hauchte sie.
»Mein Gott, was ist geschehen?«
»Kannst du sofort kommen?«
»Selbstverständlich. Wohin?«
»Ich bin in Zohras Wohnung. Tony, bitte beeil dich, ich steh’ das allein nicht durch.«
»Was ist denn pas…?«
Sie ließ mich nicht ausreden, legte auf. Ich drückte den Hörer in die Gabel und starrte Tucker Peckinpah beunruhigt an. Auch sein Blick drückte große Besorgnis aus.
»Was hat sie?« fragte der Industrielle.
»Wenn ich das bloß wüßte. Sie hat es mir nicht gesagt.«
»Was nun?«
»Ich soll sofort zu ihr kommen.«
»Soll ich Sie begleiten?«
»Nicht nötig.«
Ich verließ Peckinpahs Haus noch in derselben Minute, hastete zu meinem Peugeot und stieg ein. Starten. 1. Gang. Gas. Ich brauste los, und meine Gedanken eilten voraus.
Ich machte mir große Sorgen um Vicky Bonney. Sie war mein schwacher Punkt. Hier konnte man mich empfindlich treffen. Wenn mir selbst etwas passierte, versuchte ich irgendwie damit fertigzuwerden, aber wenn es Vicky traf, warf es mich aus dem Gleichgewicht.
Ich fuhr so schnell, wie es zu verantworten war. Ständig zitterte Vickys Stimme in meinem Ohr. Sie hatte so hilflos und bemitleidenswert geklungen, daß es mir das Herz zusammenkrampfte.
Halte durch, Vicky! dachte ich. Ich bin gleich bei dir!
Ich überquerte die Themse. Vor mir trödelte ein Sight-Seeing-Bus.
Klar, die Fremden wollten etwas von der Stadt sehen. Ich war an den Sehenswürdigkeiten jedoch nicht interessiert.
Also blinkte ich rechts und überholte. Vicky! Vicky! Vicky! hämmerte es ständig in mir. Wir alle waren der Meinung gewesen, einen harmlosen, ereignislosen Tag vor uns zu haben, als wir heute morgen aufstanden.
Mr. Silver hatte mit uns gefrühstückt, und wir waren alle bester Laune gewesen. Nach wie vor befand sich Roxane, Mr. Silvers Freundin, in irgendeiner anderen Dimension.
Sie suchte Loxagons Grab. Loxagon war einst ein mächtiger Dämon gewesen. Für ihn war das Höllenschwert auf dem Amboß des Grauens geschmiedet worden. Da sich Mr. Silver diese Waffe von Ammorgh, dem Geierdämon, in Schottland geholt hatte – und da es hieß, das Schwert, das ein geheimnisvolles Eigenleben führe, würde seinem Besitzer erst dann total gehorchen, wenn dieser seinen Namen kannte

– hatte sich Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, auf die Suche begeben, denn man mußte das Höllenschwert in Loxagons Grab stoßen, um den Namen zu erfahren.

Die Schwierigkeit war, daß niemand wußte, wo sich das Grab befand.

Jetzt, da Mr. Silver das Höllenschwert an Mago verloren hatte, war es eigentlich nicht mehr nötig, daß Roxane sich so viel Mühe machte. Es sei denn, der Ex-Dämon schaffte es, sich die Waffe zurückzuholen.

Mr. Silver hatte mehrmals versucht, mit Roxane in telepathische Verbindung zu treten, um sie über den Stand der Dinge zu informieren, doch es hatte nicht geklappt.

Und so suchte sie weiter…

Ich erreichte Soho.

Rechts ab – links ab – rechts ab…

Dann stoppte ich den Peugeot genau da, wo auch Vicky Bonney ausgestiegen war. Ich sprang aus dem Fahrzeug und rannte in die Einfahrt hinein. Im Hinterhof stand ein weißer Vauxhall – fabrikneu.

Oben, im dritten Stock, entdeckte ich am Fenster das bleiche Gesicht meiner Freundin. Ich forcierte mein Tempo, jagte die Stufen hinauf, und als ich keuchend in der dritten Etage anlangte, öffnete mir Vicky die Tür.

Sie trat auf mich zu und sank schluchzend gegen mich. Ich spürte, wie sie heftig zitterte. »Vicky!« sagte ich eindringlich. »Komm, reiß dich zusammen. Sag mir, was passiert ist.«

»Man… man hat mich überfallen und niedergeschlagen«, berichtete Vicky Bonney stockend.

»Wer?«

»Ich glaube, es waren zwei Männer.«

»Du glaubst es?«

»Ich weiß es nicht genau. Sie wollten nicht mich, sondern Zohra Grant erwischen.« Vicky berichtete, was sich ereignet hatte.

Verflucht noch mal, ich hätte diese Schurken jetzt gern vor meinen Fäusten gehabt. Das hätte blaue Flecken und wackelnde Zähne gegeben.

Noch einmal hätten sich diese Verbrecher nicht an meiner Freundin zu vergreifen gewagt.

Möglicherweise hatten die Kerle meine Freundin, die ein Kopftuch trug, mit Zohra Grant verwechselt. Doch was hatten sie von Zohra gewollt? Wo befand sich Zohra jetzt? Ich fragte Vicky.

Sie sagte nichts, löste sich von mir und ging vor mir bis zur Badezimmertür. Eintreten konnte sie nicht, das überstieg ihre Kraft. Mit einer unsagbar matten Geste wies sie hinein.

Ich ging an ihr vorbei und… sah Zohra Grant. Ein kalter Eisenring umschloß mein Herz. Der Anblick der Toten ging mir unter die Haut.

Sie war nicht die erste Leiche, vor der ich stand, aber ich werde mich wohl nie an diese erschütternden Situationen gewöhnen.

Wenn Vicky Bonney nicht in der Wohnung ihrer Freundin von unbekannten Tätern überfallen worden wäre, hätte man meinen können, Zohra Grant wäre einem tragischen Unfall zum Opfer gefallen.

Stromunfälle sind keine Seltenheit. Ein unsachgemäß montiertes Heizgerät, eine kleine Unachtsamkeit… Und schon konnte das Malheur passiert sein.

Ein Unfall – bedauerlich, aber nicht zu ändern. Das hätte man allgemein gedacht, und Zohra Grant wäre in der Unfallstatistik als ein weiteres Opfer aufgeführt worden.

Doch nun gehörte ihr Name in die Rubrik Mord eingereiht!

Ich kehrte zu Vicky zurück.

»Warum mußte sie sterben, Tony?« fragte sie mich.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht finden wir hier in ihrer Wohnung die Antwort«, sagte ich und blickte mich um. Ich hatte keine Ahnung, wonach ich suchen sollte, durchstöberte Kommoden, Schränke und Zohras Arbeitstisch, fand ein kleines in Leder gebundenes Notizbuch, blätterte kurz darin, ohne daß mir etwas auffiel, wollte das Buch wieder zurücklegen, steckte es aber dann, einer Eingebung folgend, ein.

Natürlich durfte ich das nicht, doch Tucker Peckinpah – und auch ich selbst – verfügte über die besten Beziehungen zur Polizei, und so konnte ich das vor meinem Gewissen verantworten. Es würde deswegen keine Schwierigkeiten geben, schließlich würde ich alles daransetzen, um der Polizei ihren Fall zu lösen.

Für gewöhnlich engagierte ich mich nicht so sehr, wenn es sich um einen gewöhnlichen Mord handelte. Normalerweise überließ ich solche Fälle der Polizei, denn ich hatte mich auf andere Fälle spezialisiert.

Aber diesmal lag die Geschichte anders. Vicky war überfallen und niedergeschlagen worden. Grund genug für mich, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

Der Überfall auf meine Freundin stellte für mich eine persönliche Herausforderung dar, und ich würde nichts unversucht lassen, um die Mörder Zohra Grants hinter Schloß und Riegel zu bringen.

»Tony…«, hörte ich Vicky Bonneys dünne Stimme. Sie wollte mich warnen.

Ich vernahm gleichzeitig ein Geräusch hinter mir und wirbelte herum. Während ich mich drehte, riß ich meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter.

Meine Waffe zielte auf einen hageren Mann, der die Luft geräuschvoll einzog und die Hände erschrocken hochstreckte.

»Großer Gott! Nicht schießen! Ich bin ein Mann des Friedens!«

Er sah wirklich harmlos aus. Ich entspannte mich und ließ die Waffe langsam sinken. Ebenso langsam sanken seine Hände.

»Wer sind Sie?« fragte ich den Hageren.

»Mein Name ist David Newland. Ich wohne einen Stock höher, bin gewissermaßen Miß Grants Nachbar.«

»Wieso nennen Sie sich einen Mann des Friedens?«

»Weil ich die Gewalt verabscheue.«

»Das tun viele.«

»Ich stehe aber öffentlich dazu. Ich bin Prediger. Ich gehöre der friedlichen Bewegung ›Freunde der Erleuchtung‹ an. Wir wollen die Welt revolutionieren. Auf friedliche Weise selbstverständlich.«

»Was wollen Sie in dieser Wohnung?«

»Ich kenne Miß Grant erst seit kurzem, aber ich bin ihr bereits sehr zugetan. Ich hege sogar die Hoffnung, sie für unsere Bewegung gewinnen zu können. Auch sie ist für den Frieden und gegen die Gewalt. Darf ich mir nun die Frage erlauben, wer Sie sind?«

»Ballard. Tony Ballard, Privatdetektiv. Das ist meine Freundin Vicky Bonney.« Ich wies auf Vicky.

Der Prediger schaute auf meinen Diamondback und blickte mir dann fragend ins Gesicht. »Und was soll die Waffe?« fragten mich seine Augen.

»Es gibt Situationen, da bin ich sehr mißtrauisch und nervös«, erklärte ich.

»Ein Privatdetektiv in Miß Grants Wohnung? Wieso?«

»Ihre Nachbarin fiel einem Verbrechen zum Opfer, Mister Newland.«

Seine Augen weiteten sich. »Einem Verbrechen, sagen Sie, Mister Ballard? Mein Gott, was ist denn passiert?«

»Mord«, sagte ich knapp, und das warf ihn beinahe um. Er fuhr sich mit dem Finger in den Hemdkragen, der auf einmal enger zu werden schien. Fassungslosigkeit und Bestürzung spiegelten sich in seinem Gesicht. »Hielten Sie sich in der vergangenen Stunde in Ihrer Wohnung auf?« fragte ich den Prediger.

»Ja, ich hatte mit meinen Zuchtfischen zu tun. Füttern, Aquarium reinigen…«

»Warfen Sie mal einen Blick aus dem Fenster?«

»Nein.«

»Zohra Grant wusch ihren Wagen.«

»Davon weiß ich nichts. Ist das von Bedeutung für den Mord?«

»Ich möchte Ihnen nur die Situation erklären, die vor dem Mord herrschte. Miß Grant befand sich nicht in ihrer Wohnung. Dafür waren hier aber zwei Männer versteckt.«

»Die Mörder.«

»Die mutmaßlichen Mörder, ja. Miß Bonney war mit ihrer Freundin

Zohra verabredet. Miß Grant schickte sie in ihre Wohnung und sagte, sie würde in wenigen Minuten nachkommen. Mittlerweile fielen die beiden Männer über Miß Bonney her. Vermutlich in der Absicht, sie zu töten. Als sie dann aber erkannten, daß es sich nicht um Zohra Grant handelte, ließen sie von ihr ab und begnügten sich damit, sie bewußtlos geschlagen zu haben. Und als dann Zohra Grant heraufkam…«

Der magere Prediger nickte. »Ich verstehe. Und wie kam Miß Grant ums Leben?«

»Man hat sie entkleidet, in die Badewanne gelegt und das elektrische Heizgerät hineingeworfen.«

»Entsetzlich«, sagte David Newland erschüttert. Er wandte sich an Vicky. »Haben Sie die Männer gesehen? Würden Sie sie wiedererkennen? Das wäre sehr wichtig für die Polizei.«

»Im Moment steht sie noch unter Schock«, antwortete ich an Vickys Stelle. »Sie kann sich an die Kerle nicht erinnern. Es ist aber möglich, daß die Erinnerung sich irgendwann einstellt. Unser Gehirn ist ein kompliziertes, rätselhaftes Ding…«

»Da haben Sie allerdings recht, Mister Ballard«, pflichtete mir der Prediger bei.

»Wann haben Sie Zohra Grant zum letztenmal gesehen, Mister Newland?« wollte ich wissen.

»Heute morgen. Sie war bester Laune.«

»Warum kamen Sie jetzt herunter?«

»Ich hatte den Wunsch, mich mit ihr zu unterhalten. Sie war eine sehr angenehme Gesprächspartnerin. Die Tür war auf, da trat ich ein…«

»Irgend etwas Verdächtiges gehört, Mister Newland?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, nichts. Gar nichts. Keinen Schrei, keinen Kampflärm. Bei den Mördern muß es sich um professionelle Verbrecher gehandelt haben.« Er senkte den Blick. »Erlauben Sie, daß ich einen Blick auf die Tote werfe? Ich möchte mich mit einem kurzen Gebet von ihr verabschieden.«

Ich hatte nichts dagegen, wies auf das Bad, er verschwand darin, und wir hörten ihn murmeln. Ich steckte den Diamondback in die Schulterhalfter und wartete auf Newlands Rückkehr.

»Haben Sie schon die Polizei verständigt?« fragte er, als er aus dem Bad trat.

»Nein, aber ich tu's in wenigen Augenblicken. Vorher möchte ich Sie noch etwas fragen, Mister Newland.«

»Nur zu«, forderte er mich auf.

»Äußerte Miß Grant Ihnen gegenüber mal, sie hätte Angst?«

»Nein, bestimmt nicht.«

»Kann sie beobachtet, beschattet worden sein?«

»Das entzieht sich wirklich meiner Kenntnis, Mister Ballard. Es wäre möglich, aber ich weiß nichts davon.«

»Möchten Sie hierbleiben und mit uns auf das Eintreffen der Polizei warten?«

»Ich fürchte, ich bin der Polizei keine Hilfe.«

»Denke ich auch.«

»Werden Sie es der Polizei überlassen, Miß Grants Mörder zu jagen, oder werden Sie sich an dieser Jagd beteiligen, Mister Ballard?«

»Ich werde daran teilnehmen. Immerhin wurde meine Freundin von diesen Kerlen niedergeschlagen.«

»Ich wünsche Ihnen viel Erfolg. Wir, die ›Freunde der Erleuchtung‹, werden für Miß Grant beten«, sagte David Newland und zog sich zurück.

Und ich griff nach dem Telefonhörer, um mich mit der Polizei in Verbindung zu setzen…

***

Angie Lampert kam früher als gewöhnlich von der Arbeit nach Hause. Sie arbeitete in einer Fabrik, die Damenunterwäsche erzeugte. Heute morgen hatte sie ihre Tante Maggie angerufen und zu ihrer Freude erfahren, daß es ihr schon wieder gut ging.

»Du gehst aber trotzdem zum Arzt«, hatte sie eindringlich gesagt.

»Versprichst du mir das?«

»Natürlich gehe ich zum Doktor, Kind. Ich möchte dich nicht noch einmal so sehr erschrecken.«

Wenn du wüßtest, was mich erst auf dem Heimweg erschreckt hat, dachte Angie, und sie mußte während des ganzen Tages an dieses schreckliche Erlebnis denken.

Dieser Mann war vor ihren Augen zum Ungeheuer geworden.

Wie so etwas möglich war, konnte sie sich immer noch nicht erklären, aber es mußte tatsächlich passiert sein. Es konnte sich um keine Halluzination gehandelt haben.

Sie war mit ihren Gedanken so weit weg, daß sie in der Fabrik den Produktionsfluß hemmte. Eine Weile sah sich die Vorarbeiterin das an, dann nahm sie sich Angie vor. »Sag mal, Angie, was ist los mit dir? Du bringst heute nichts weiter.«

»Ich weiß. Es tut mir leid, Mrs. Cannahan.«

»Bist du verliebt?«

»Nein, Mrs. Cannahan.«

»Was ist es dann? Hast du Probleme?«

»Ja, Mrs. Cannahan.«

»Möchtest du mit mir darüber reden?«

»Nein, Mrs. Cannahan.«

»Weißt du was? Du ziehst dich jetzt um und gehst nach Hause. Spann

aus und versuch mit dir selbst ins reine zu kommen. Und morgen sehen wir uns in gewohnter Frische wieder, okay? Die Firma zieht dir die Zeit nicht ab, ich denke, das kann ich in deinem Fall verantworten. Ich trage einfach ein, du wärst krank, bist auch krank – irgendwie.«

»Vielen Dank, Mrs. Cannahan.«

»Ach, keine Ursache. Wie ich dich kenne, läßt du dir nichts schenken. Du wirst die Stunden in den nächsten Tagen mit größerem Einsatz wettmachen.«

Angie verließ die Firma und ging am Themseufer spazieren. Jetzt hatte sie noch mehr Zeit, an ihr nächtliches Erlebnis zu denken, und sie fragte sich immer wieder, ob es richtig war, darüber zu schweigen.

Sollte sie sich nicht doch an die Polizei wenden?

Man wird dich fragen, warum du erst jetzt kommst, dachte Angie. Was sagst du dann?

Sie hätte sich auf den Schock ausreden können, den sie erlitten hatte. Doch nach wie vor konnte sie sich nicht vorstellen, daß man ihr bei der Polizei glauben würde.

Angie rang mit sich, ohne zu einem Entschluß zu kommen. Als sie genug vom Herumlaufen hatte, lenkte sie ihre Schritte nach Hause. Vielleicht sollte sie der Polizei nicht die ganze Wahrheit erzählen.

Genügte es nicht, wenn sie nur berichtete, ein Mann hätte sie verfolgt und attackiert? Als Beweis konnte sie das zerrissene Blouson vorweisen, und sie konnte ihn beschreiben. Sein Gesicht würde sie nie vergessen. Es hatte sich unauslöschlich in ihr Gehirn eingeprägt.

Würde die Polizei den Mann suchen, oder die Meldung einfach zu den Akten legen? Weiterhin unschlüssig, betrat Angie das Haus, in dem sie wohnte. Sie stieg die Treppe zum zweiten Stock hoch und sah noch in allen Details vor Augen, was sich in der Nacht ereignet hatte.

Ein unerklärbares Gefühl machte sich in ihr breit. Sie strich sich eine Strähne ihres roten Haares aus dem Gesicht. Würde sie diesem grauenerregenden Unhold noch einmal begegnen? Sie hoffte, daß es dazu nicht mehr kommen würde. Angie erreichte ihre Wohnung, schloß die Tür auf und trat ein. Gestern hatte sie die Tür zugeworfen, daß der Knall im ganzen Haus zu hören gewesen war.

Gordon Pinsent, ihr Nachbar, hatte noch keine Gelegenheit gehabt, sich deswegen zu beschweren. Aber das würde er noch tun.

Er war gefürchtet dafür, daß er keinem Streit aus dem Weg ging.

Oder hatte er so tief geschlafen, daß ihn die zuschlagende Tür nicht störte? Angie hoffte das, denn sie war nicht erpicht auf einen Wortwechsel mit Pinsent. Doch ihre Hoffnung erfüllte sich nicht.

Kaum war sie aus den Schuhen geschlüpft, da klopfte es schon.

Angie öffnete. Draußen stand der Kampfhahn – dunkelhaarig, schwarzäugig, mit schmalen Schultern, eigentlich eine Figur, die von ihrem Äußeren her niemand ernst nahm.

Vermutlich war Gordon Pinsent deshalb so scharf darauf, daß man ihn fürchtete und respektierte. »Da sind Sie ja endlich!«

schnaubte er, und seine Blicke versuchten das rothaarige Mädchen zu erdolchen. »Ich versuchte bereits zweimal, mit Ihnen zu reden.«

»Ich war in der Fabrik.«

»Waren Sie überhaupt fähig, zu arbeiten? Sie kamen gestern nacht sehr spät nach Hause. Es gibt einen Namen für junge Mädchen, die sich um diese Zeit noch auf der Straße herumtreiben! Ich will ihn lieber nicht aussprechen!«

Jetzt blitzte es zornig in Angies Augen. »Wenn Sie's genau wissen wollen, ich war bei meiner kranken Tante, Mister Pinsent! Ich habe mich nicht herumgetrieben! Aber selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, würde Sie das nicht das geringste angehen.«

»Das ist nur bedingt richtig, Miß Lampert. Wenn Sie spät nachts nach Hause kommen und aus reiner Bosheit mit der Tür knallen, damit anständige Leute aus ihrem wohlverdienten Schlaf gerissen werden, geht mich das sehr wohl etwas an, denn schließlich bin ich einer der Betroffenen.«

»Na schön, es tut mir leid. Ist es das, was Sie hören wollen?«

»So, wie Sie das sagen, klingt es nach einer Beleidigung und nicht nach einer Entschuldigung.«

»Was erwarten Sie von mir?« fragte Angie wütend. »Daß ich vor Ihnen auf die Knie falle?«

»Werden Sie nicht auch noch frech! Ich wette, Sie waren gestern nacht total betrunken...«

»Das war ich nicht!« fiel ihm Angie ins Wort.

Er winkte ab. »Natürlich streiten Sie das heute ab, aber damit können Sie mich nicht überzeugen.«

»Wie können Sie so etwas behaupten, Herrgott noch mal!« schrie ihm Angie ins Gesicht. »Was erlauben Sie sich! Was nehmen Sie sich heraus?«

»Warum stelle ich mich mit einem so primitiven Weib überhaupt her?«

Angies Augen wurden schmal. »Wie haben Sie mich genannt?«

Sie war nahe daran, sich auf ihn zu stürzen und ihm das Gesicht mit den Fingernägeln zu zerkratzen. »Wagen Sie das noch einmal zu sagen!« zischte sie.

Er wiederholte die Beleidigung nicht. Statt dessen sagte er:

»Wenn Sie noch einmal die nächtliche Ruhe in diesem Haus stören, sorge ich dafür, daß man Sie auf die Straße setzt! Merken Sie sich das gut für die Zukunft. Das ist keine leere Drohung!«

Er wandte sich um und kehrte in seine Wohnung zurück. Angie Lampert warf die Tür mit Wucht wieder zu. Diesmal in voller Absicht. Der Knall hallte wieder durch das Haus, aber Gordon Pinsent nahm

die Gelegenheit nicht wahr, den Streit fortzusetzen.

Angie hastete ins Wohnzimmer und goß sich zitternd einen Drink ein. Sie leerte das Glas auf einen Zug und starrte die Wand feindselig an. Mit einem solchen Nachbarn war man gestraft, doch Angie würde sich nicht unterkriegen lassen.

Nachdem sie sich beruhigt hatte, rief sie ihre Tante an, um zu fragen, ob sie schon beim Arzt gewesen war. Ja, sagte die alte Dame, und sie müsse von nun an nachts eine stützende Halskrause tragen.

»Ich sehe aus wie Maria Stuart«, sagte Tante Maggie.

Angie lächelte. Sie war froh, daß die alte Frau ihren Humor nicht verloren hatte. Sie fragte, ob sie irgend etwas für sie tun könne, doch Tante Maggie behauptete, sie würde schon allein zurechtkommen. Sie war stets bestrebt, niemandem zur Last zu fallen.

Als Angie den Telefonhörer in die Gabel legte, klopfte es wieder.

War es noch einmal Gordon Pinsent? Hatte er eine weitere Beleidigung anzubringen vergessen?

Er soll nicht mit mir spielen, dachte Angie gleich wieder zornig.

Sonst kriegt er von mir eine Ohrfeige, an die er bis an sein Lebensende denkt.

Es war ohnedies verwunderlich, daß Pinsent noch nie geschlagen worden war. Brachte niemand den Mut auf, ihm eine ordentliche Backpfeife zu geben? Nun, vielleicht würde es Angie gleich tun.

Aggressiv öffnete sie die Tür, und ihr blieb vor Schreck beinahe das Herz stehen, denn draußen stand nicht Gordon Pinsent, sondern ein Mann mit einem flachen, nichtssagenden Gesicht.

Der Mann von gestern nacht.

Das Monster!

***

Mr. Silver hörte mir aufmerksam zu. Reglos fixierten mich seine perlmuttfarbenen Augen. Vicky Bonney saß neben mir. Wir befanden uns in unserer Hotelsuite.

Nachdem ich in Zohra Grants Wohnung die Polizei verständigt und wir unsere Aussagen gemacht hatten, waren wir »nach Hause«

gefahren, und ich hatte sofort den Ex-Dämon zu uns herüber geholt, um ihm brühwarm zu berichten, was sich ereignet hatte.

»Ich entnehme deinen Worten, daß du die Absicht hast, in diesen Fall einzusteigen«, bemerkte der Hüne mit den Silberhaaren.

»Du merkst aber auch alles«, sagte ich ätzend.

»Obwohl es sich um einen ganz gewöhnlichen Kriminalfall handelt, und wir eigentlich auf Fälle spezialisiert sind, die in einen anderen Bereich fallen.«

»Diesmal machen wir eine Ausnahme. Weil Vicky dabei in Mitleidenschaft gezogen wurde«, sagte ich. »Machst du mit? Oder

liegst du lieber auf der faulen Haut?«
»Was für eine Frage.«
»Also faule Haut«, sagte ich grinsend.
»Blödmann.«
»Sehr erfreut. Mein Name ist Tony Ballard«, witzelte ich und holte Zohra Grants Notizbuch aus meiner Tasche. »Vickys Freundin machte hier drinnen täglich Eintragungen.« Ich blätterte darin. In manchen Rubriken stand oft nur ein Wort: Post. Bank. Airport…
Wenn Zohra Grant im Kino war, trug sie den Filmtitel ein und vermerkte, wie sie sich unterhalten hatte. Es standen einige Namen und Adressen in dem ledergebundenen Büchlein, und für den heutigen Tag war notiert: *Vicky Bonney – hurra!!!*
»Sie hat sich sehr auf dich gefreut«, sagte ich zu Vicky.
Meine Freundin nickte ernst und senkte den Blick.
»Die Eintragung ist rot umrahmt«, bemerkte ich.
Zwei Tage vorher hatte sich Zohra Grant vier Telefonnummern aufgeschrieben. Nur die Nummern. Keine Namen, keine Adressen.
Rote Striche leuchteten darunter.
Warum hatte Zohra Grant die Telefonnummern rot unterstrichen? Waren sie ihr wichtig gewesen? Mr. Silver, der sich in meinen Gedankengang einschaltete, ohne daß ich es bemerkte, und daher wußte, was ich mir überlegte, sagte: »Das sollten wir klären, Tony.«
»Was?« fragte ich ihn irritiert.
»Ob und warum ihr diese vier Telefonnummern wichtig waren.«
»Ich schlage vor, wir sehen uns die Leute an, die zu diesen Nummern gehören«, sagte ich.
»Einverstanden. Jeder übernimmt zwei.«
»Bin gespannt, was das bringt«, sagte ich.
»Ich auch, Kamerad«, bemerkte der Hüne. »Ich auch.«

***

Der Mann trat auf Angie Lampert zu. Das rothaarige Mädchen wich entsetzt zurück. Das Ungeheuer in Menschengestalt hatte sie nun doch gefunden.
Sie wollte schreien, doch ihre Kehle war wie zugeschnürt. Der Ghoul grinste grausam. So hatte er Angie Lampert schon einmal angegrinst. Das verstörte Mädchen schauderte.
Der Ghoul betrat ihre Wohnung. Angie ballte die Hände zu Fäusten. Sie zitterte wie Espenlaub. Gestern war sie ihm entkommen.
Würde ihr das noch einmal gelingen?
Würde er sich wieder in dieses schleimige Scheusal verwandeln?
»Wer… wer sind Sie?« preßte sie tonlos hervor. »Was wollen Sie von mir?«
Er grinste nur, sagte kein Wort. Im Krebsgang wich Angie Lampert

Schritt für Schritt zurück. Sie stieß mit dem Rücken gegen den Rahmen der Wohnzimmertür, zuckte heftig zusammen, wich zur Seite, zog sich weiter zurück.

Der Ghoul folgte ihr. Noch sah er aus wie ein ungesunder Mensch. Sie tarnten sich gern mit menschlichem Aussehen, diese Bestien, um sich unter den Menschen unauffällig bewegen zu können.

Ihre Maske legten sie erst ab, wenn sie angriffen.

Angie hatte den Eindruck, der unheimliche Kerl würde einen ekeligen Verwesungsgeruch verströmen. Sie blickte sich im Wohnzimmer gehetzt um. Womit sollte sie sich bewaffnen?

Wenn der Schreckliche sie attackierte, mußte sie sich mit irgend etwas verteidigen. Sie entdeckte einen kunstvoll verzierten Brieföffner, die Nachbildung eines japanischen Harakiri-Dolchs.

Blitzschnell holte sie ihn sich und zog die Schneide aus der hölzernen Hülle. Aufgeregt hob sie den »Dolch«. »Kommen Sie keinen Schritt näher«, zischte sie.

Der Mann beachtete die Warnung nicht. Das Grinsen schien auf seinem Gesicht eingefroren zu sein. Angie mußte all ihren Mut zusammennehmen, um trotzig stehenzubleiben.

Sie würde zustechen, bei Gott, sie würde es tun, wenn der Mann sie wieder angriff.

»Es… es macht mir nichts aus, Sie zu töten!« behauptete sie. Das stimmte zwar nicht, sollte aber Eindruck auf den Fremden machen.

Er lachte nur über ihre Worte. Es klang schaurig. Angie befürchtete, bald nicht mehr die Kraft aufbringen zu können, die Waffe zu halten. Himmel, in was für einer entsetzlichen Lage befand sie sich?

Gab es für sie noch ein Entrinnen?

Der Mann begann sich zu verwandeln. Ganz langsam ging das.

Er hatte es nicht eilig damit. Angie bekam jede Einzelheit genau mit. Gestern hatte sie es nicht so deutlich gesehen.

Heute war es noch viel schrecklicher.

Krallen wuchsen aus seinen Fingern. Seine Gestalt wurde noch gedrungener und nahm eine gebeugte Haltung an. In den bernsteinfarbenen Augen loderte ein Höllenfeuer, die Haut fing an zu glänzen und wurde schleimig. Dicke, wulstige, schorfige Lippen entblößten Zähne, wie sie Angie bisher nur bei Haien gesehen hatte.

Der Ghoul setzte zum Sprung an.

Angie Lampert wich zurück. Gleichzeitig ließ sie den Dolch herabsausen. Sie traf die Schulter des Ungeheuers. Die Klinge drang bis zum Heft ein. Angie riß sie heraus und stach noch einmal zu.

Diesmal traf sie den Hals des Ghouls. Ein tiefer Schnitt klaffte auf. Schwarzes Dämonenblut sprudelte. Aber nur ganz kurz, dann schloß sich die Wunde zu Angies größter Verblüffung wieder.

Ihre Verwirrung schien ihn zu amüsieren. Er stieß ein gutturales

Lachen aus und griff sie erneut an. Angie sprang zur Seite, doch sie reagierte nicht schnell genug.

Ein Schlag traf sie und warf sie zu Boden. Sie riß den Telefontisch um. Der Apparat knallte aufs Parkett, und der Hörer hüpfte aufgeregt davon. Hilfe. Polizei. Man konnte sie mit dem Telefon rufen – wenn man genug Zeit dazu hatte, doch die ließ der Ghoul seinem Opfer nicht.

Er beugte sich über das verzweifelte Mädchen. Angie lag auf dem Rücken. Sie trat nach dem Schrecklichen, und endlich schaffte sie es, um Hilfe zu schreien.

Es schmerzte in der Kehle, aber sie hörte nicht auf zu schreien.

Der Ghoul hieb mit seinen Klauen nach ihr. Die Krallen zerfetzten die Kleidung des Mädchens.

Weißes, warmes, von Leben durchpulstes Fleisch kam zum Vorschein. Das stachelte die Gier des Ghouls an. Er riß weit sein Maul auf.

Doch das Mädchen rollte sich zur Seite, sprang auf und stach abermals mit dem Harakiri-Dolch zu. Diesmal schlitzte sie ihm die Wange auf. Doch auch diese Wunde schloß sich in der nächsten Sekunde schon wieder.

Wahnsinn. Abgrundtiefer Horror war das, dem das bedauernswerte Mädchen nichts entgegenzusetzen hatte. Sie erkannte, daß sie am Ende ihrer Kraft angelangt war.

Einen letzten verzweifelten Fluchtversuch wollte sie noch unternehmen. Wenn der auch nicht gelang, war sie unweigerlich verloren. Wild stürmte sie durch das Zimmer.

Der Ghoul erkannte ihre Absicht sofort. Er drehte sich blitzschnell, um sie zunichte zu machen. Kraftvoll stieß er sich ab.

Diesen Sprung hätte dem plumpen Ungeheuer niemand zugetraut.

Mit nach vorn gestreckten Armen flog er hinter dem Mädchen her. Seine Pranken erwischten ihre Schultern. Er riß sie erneut zu Boden, und diesmal entkam Angie Lampert ihm nicht…

***

Wir hatten uns die Nummern geteilt. Mr. Silver hatte die oberen zwei bekommen, ich die unteren. Kurze Anrufe hatten jeweils genügt, um Namen und Adressen zu den Telefonnummern zu erhalten.

Nun standen auf meiner Wunschliste Todd Donat, ein Eissalonbesitzer, und Peter Lookinland, ein Rechtsanwalt. Beide wollte ich noch an diesem Tag aufsuchen. Ein Eisen muß man schmieden, solange es heiß ist.

Ich hoffte, von Donat und Lookinland zu erfahren, warum Zohra Grant ihre Rufnummern in ihrem Notizbuch rot unterstrichen hatte.

Es mußte dafür doch einen triftigen Grund geben.

Während ich mich auf dem Weg zu Donats Eissalon befand, versuchte ich, die vier Personen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.

Ein gemeinsamer Nenner war natürlich Zohra Grant, aber ich suchte nach einem anderen, und mir kam in den Sinn, daß alle vier Personen – so wie Zohra – in Soho wohnten.

War das irgendwie für die Lösung des Falles von Bedeutung? Ich beschloß, diese Tatsache auf jeden Fall im Auge zu behalten. Noch befand sich das Motiv für den Mord im dunkeln, aber wenn mein Freund und ich ein bißchen Glück hatten, würde es uns gelingen, Licht in dieses undurchdringliche Dunkel zu bringen.

Ich weilte mit meinen Gedanken bereits bei Todd Donat und war neugierig, was er mir erzählen würde, als etwas völlig Unerwartetes passierte.

Aus einer Seitenstraße raste ein Wagen heraus. Von rechts! Ich hätte also Vorfahrt gehabt, doch darum scherte sich der Kerl am Steuer nicht. Er mußte den Nachmittag in einem Whiskyfaß verbracht haben, und nun wollte er der Welt beweisen, was für ein toller Rennfahrer er war.

Sein Auto war das Letzte. Es wurde nur noch vom Dreck zusammengehalten. Rostflecken ringsherum, teilweise verdeckt durch grellbunte Aufkleber. Die vordere Stoßstange war geknickt, die Reifen eierten, die Motorhaube schloß schief, und die Scheibenwischer zitterten wie die Zweige eines dürren Busches.

Der Typ mußte die Karre zu dieser allerletzten Fahrt aus der Schrottpresse geklaut haben. Mir schoß unwillkürlich durch den Kopf, daß der Kerl mit seiner Raserei einen ganz bestimmten Zweck verfolgte.

Wie ein Kamikaze kam er auf mich zu.

Wollte er sich auf diese spektakuläre Weise das Leben nehmen?

Tausend Gedanken wirbelten mir durch den Kopf. Mir war, als würde sich alles mit Lichtgeschwindigkeit abspielen. Dennoch lief aber für mich alles wie in Zeitlupe ab. Es war kurios.

Ich bekam jede Einzelheit mit, nichts entging mir. Ich sah das klapperige Fahrzeug auf mich zurasen und sah das Gesicht des Mannes hinter der verschmierten Frontscheibe.

Und mit einemmal hatte ich den Verdacht, daß der Kerl nicht sich, sondern mich umbringen wollte.

Kein Selbstmörder grinst so unverschämt, wie er es tat!

***

Gordon Pinsent zog sich nach der Auseinandersetzung mit Angie Lampert in seine Wohnung zurück und rieb sich zufrieden die Hände. Der Rothaarigen hatte er es tüchtig gegeben, das würde sie sich

merken.

Mit stolzgeschwellter Brust stellte er sich vor den Spiegel im Wohnzimmer; oder besser: Er baute sich davor auf. Er war ein Narzißt, liebte sich selbst und sonst niemand.

»Großartig warst du«, sagte er zu seinem Spiegelbild. Er lachte selbstgefällig. »Sie haben alle Angst vor dir. Im ganzen Haus fürchten sie dich und gehen dir tunlichst aus dem Weg. Sie können dir geistig allesamt nicht das Wasser reichen. Du bist ihnen überlegen. Das ärgert sie zwar, aber sie können es nicht ändern.«

Zustimmend nickte er seinem Spiegelbild zu und setzte sich. Er nahm die Zeitung in die Hand, die er weggelegt hatte, als Angie Lampert nach Hause kam, überflog noch einmal den Artikel, den er schon einmal gelesen hatte und mit dem er nicht einverstanden war, holte Papier und Bleistift und setzte einen geharnischten Leserbrief auf.

Es machte ihm große Freude, mit der ganzen Welt auf Kriegsfuß zu stehen. Es bereitete ihm Vergnügen, wenn die Leute böse auf ihn waren und seine Nähe mieden.

Nebenan rumorte es. Unwillig zog Gordon Pinsent die Brauen zusammen und hob den Kopf.

Was tut sie? Hat sie den Verstand verloren? Läßt sie ihre Wut nun an den Möbeln aus? fragte er sich. Schlägt sie alles kurz und klein? Demoliert sie die Einrichtung, weil sie den Mut nicht aufbrachte, mich ins Gesicht zu schlagen? Reagiert sie sich auf diese Weise ab?

Er lächelte.

Arme Irre…

Als der Lärm in der Nachbarwohnung immer lauter und störender wurde, legte Pinsent den Bleistift auf den Tisch und erhob sich.

»Die ist ja nicht mehr bei Trost!« sagte er scharf.

Da drangen plötzlich Schreie durch die Wand. Gordon Pinsent erstarrte für einen Augenblick. Das Mädchen schrie um Hilfe. Grell, verzweifelt. Jemand mußte sie in ihrer Wohnung attackieren!

Man konnte über Gordon Pinsent denken, wie man wollte – er war streitsüchtig, selbstherrlich und unleidlich – aber wenn ein Mensch in Gefahr schwebte, streifte er all diese schlechten Eigenschaften ab wie die Schlange ihre alte Haut.

Wenn jemand Hilfe brauchte, sah Pinsent nicht weg. Er engagierte sich. Vielleicht mit dem Hintergedanken, daß, wenn er einmal Hilfe brauchte, sich auch jemand für ihn einsetzte.

Er stürmte durch das Wohnzimmer, durch die Diele und aus seiner Wohnung. Mit finsterer Miene wandte er sich der Nachbartür zu. Sie war geschlossen, aber nicht verschlossen.

Pinsent rammte sie auf. »Miß Lampert!«

Die Schreie waren verstummt. Eine gespenstische Stille herrschte in der Wohnung des Mädchens. Gordon Pinsent machte noch drei

schnelle Schritte, dann blieb er stehen und lauschte.

Nichts war zu hören. »Miß Lampert!«

Keine Antwort.

Gordon Pinsent schluckte trocken.

Seine Augen verengten sich. Was immer geschehen sein mochte, die Person, die dafür verantwortlich war, mußte sich noch in der Wohnung befinden.

Sie hatte nicht die Zeit gehabt, zu verschwinden. Wie ein Boxer, der in Verteidigungsstellung geht, hob Gordon Pinsent seine Fäuste. Er war nicht sonderlich kräftig, glaubte dieses Manko aber mit Unerschrockenheit wettmachen zu können.

Derjenige, der ihn einschüchtern konnte, mußte erst geboren werden.

Gespannt wie eine zusammengedrückte Spiralfeder näherte sich Pinsent der Wohnzimmertür. Mit zwei raschen Schritten trat er ein.

Der Geruch von Verwesung legte sich penetrant auf seine Lunge.

Er verzog angewidert das Gesicht. Ein heilloses Durcheinander herrschte in Angie Lamperts Living-room. Alles mögliche lag auf dem Boden. Und Angie Lampert? Wo war die?

Pinsent entdeckte das Mädchen hinter dem Sofa. Mit einem Blick erkannte er, daß sie tot war, und bei ihrem Anblick schnürte sich seine Kehle zu. Fassungslos starrte er auf die Leiche, die entsetzlich zugerichtet worden war.

Er konnte nicht ertragen, was er sah. Sein Magen revoltierte. Er drehte sich um und zuckte unter Krämpfen, und er hatte große Mühe, sich nicht zu übergeben.

Ein Geräusch riß ihn herum.

Der Mörder! Die Bestie! schoß es ihm durch den Kopf, und im selben Moment sah er sich einem Wesen gegenüber, dessen Abscheulichkeit nicht zu übertreffen war.

Der Ghoul griff ihn an, bevor er die Schrecksekunde hinter sich gebracht hatte. Ein gewaltiger Schlag riß Gordon Pinsent von den Beinen. Er wußte nicht mehr, was weiter geschah.

***

Tatsächlich, der Kerl grinste hinter der dreckigen Windschutzscheibe. Ich verstand die Welt nicht mehr.

Warum wollte der Mann mich umbringen? Ich wußte mit Sicherheit, daß ich ihn noch nie gesehen hatte. Dennoch trachtete er mir aus irgendeinem Grund nach dem Leben.

Oder hatte er keinen Grund? Handelte es sich um einen Verrückten, der aus irgendeiner Anstalt entsprungen war, sich einen Wagen organisierte und den Erstbesten über den Haufen fuhr?

Ich ließ diesen Zufall nicht gelten.

Und ich handelte. Bremsen hätte keinen Sinn gehabt. In diesem Fall

hätte mich der Attentäter erst recht erwischt.
Also trat ich das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Mehr als hundert Pferdestärken stießen meinen Peugeot aus dem Gefahrenbereich. Die Klapperkiste fegte hinter mir vorbei.
Ich war sicher, daß der Abstand zwischen den beiden Fahrzeugen nur wenige Millimeter betrug. Damit hatte der Mann nicht gerechnet. Er hatte sich voll auf den zu erwartenden Aufprall konzentriert, und ich fragte mich unwillkürlich, wie er den Zusammenstoß selbst hatte überleben wollen.
Wie hatte er sich das vorgestellt?
Wie ein Torpedo, der sein Ziel verfehlte, raste die Rostlaube an meinem Peugeot vorbei. Es gab Augenzeugen, die atemlos auf den Gehsteigen standen und verdattert verfolgten, was passierte.
Ein Mordanschlag auf offener Straße, vor allen Leuten – der Mann konnte wirklich nicht alle Latten am Zaun haben. Jetzt bremste er. Sein Wagen brach seitlich aus.
Mit blockierten Reifen rutschte er auf den Gehsteig zu, rumpelte über dessen Kante hinauf und knallte dumpf gegen die Hausmauer.
Glas klirrte. Blech verformte sich. Zierleisten sprangen ab.
Die Türen flogen auf, und der Mann wurde herausgeschleudert.
Ich sah das alles im Rückspiegel, während ich meinen Peugeot mit mehr Gefühl als mein Gegner zum Stehen brachte.
Der Flug des Verrückten war weit, der Aufprall hart. Ich schloß die Augen, als der Bursche landete, und die Menschen, die ihn fliegen sahen, hielten mit Sicherheit den Atem an.
Er überschlug sich mehrmals und blieb auf dem Bürgersteig liegen. Ich war nicht sicher, ob ich diesen Sturz überlebt hätte, und ich befürchtete, daß sich dieser Mann nie wieder erheben würde.
Das bedeutete, ich konnte ihm keine Fragen mehr stellen und nicht herausfinden, warum er das getan hatte.
Sobald mein Wagen stand, stieg ich aus. Niemand außer mir kam auf die Idee, den Mann zu untersuchen. Ich war zwar mächtig sauer auf ihn, aber das war für mich kein Grund, ihn einfach dort liegen zu lassen.
Ich überquerte die Straße. Als ich die deformierte Rostschleuder erreichte, bewegte sich der Fremde.
Ein Wunder?
Oder ging es hier nicht mit rechten Dingen zu?
Der Mann erhob sich. Er stand tatsächlich auf, als wäre er bloß gestolpert und hingefallen. Das weckte mein Mißtrauen. Mit dem Kerl schien mehr nicht zu stimmen, als ich vorhin angenommen hatte.
Er starrte mich haßerfüllt an, wartete jedoch nicht, bis ich ihn erreichte, sondern fuhr herum und gab Fersengeld. Aber so hatten wir nicht gewettet. Er konnte nicht wirklich glauben, daß ich ihn einfach

entkommen lassen würde.

Er rannte mit langen Sätzen auf eine schmale Gasse zu, verschwand um die Ecke, doch ich blieb ihm auf den Fersen. Er überkletterte eine Mauer. Ich folgte ihm.

Als ich auf der Mauerkrone saß, überblickte ich das große Areal einer Erdkabelfabrik. Riesige Kabeltrommeln standen in Reih und Glied auf dem Asphalt. Dazwischen mußte sich irgendwo mein

»Freund« versteckt haben.

Ich konnte ihn nicht sehen, sprang von der Mauer, griff sicherheitshalber nach meinem Colt Diamondback und lief auf gut Glück in eine Richtung. Es konnte die falsche sein, aber für eine mußte ich mich entscheiden.

Gespannt suchte ich den verhinderten Killer mit den verblüffenden Überlebensqualitäten. Jeden anderen hätte man ins Krankenhaus abtransportieren müssen. Ihn nicht. Er hatte den Aufprall ohne Schramme überstanden und konnte laufen wie ein Wiesel.

Geduckt lief ich von Kabeltrommel zu Kabeltrommel. Immer wieder blieb ich kurz stehen, um zu lauschen, doch der Kerl verriet sich mit keinem Geräusch. Er hatte sich für ein Versteck entschieden, und dabei blieb er.

Wenn er seine Position gewechselt hätte, hätten ihn seine Schritte vielleicht verraten…

Ich eilte weiter, versuchte keine Versteckmöglichkeit zu übersehen, denn so ein Fehler hätte mir leicht zum Verhängnis werden können.

Einmal hatte ich es nicht mit der schwarzen Macht zu tun, da übernahmen es sofort andere, mir das Lebenslicht ausblasen zu wollen. Steckte Londons Unterwelt dahinter?

Womit hatte ich mir ihren Unmut zugezogen?

Ich schlüpfte zwischen zwei Kabeltrommeln durch und vernahm im nächsten Moment ein feindseliges Fauchen. Es hörte sich nicht so an, als würde es von einem Menschen ausgestoßen.

Und es kam von oben.

Der Kerl war auf eine Trommel geklettert. Ich sah ihn, und mir war, als hätte mich jemand mit Eiswasser übergossen, denn der Bursche hatte sich in einen schleimigen Ghoul verwandelt.

***

Wie vor den Kopf geschlagen starrte George Noris in den Sarg, in dem die grauenvoll zugerichtete Leiche seines Freundes John Madden lag. Nicht nur er sah den Toten, auch andere Trauergäste sahen ihn, und nicht nur Amanda Madden fiel daraufhin in Ohnmacht.

Die schwarz gekleidete Witwe hing an seinem Arm.

Der Sargträger, der den Deckel hochgeklappt hatte, damit Amanda Madden ihren toten Mann noch einmal sehen konnte, sprang bestürzt

zurück und ließ den Deckel auf die Totenkiste fallen.
»Helfen Sie mir!« verlangte Noris von einem der Trauergäste.
Der Mann trat zögernd zu ihm. »Wer hat das getan? Wer hat John Madden so zugerichtet?«
»Ein Wahnsinniger. Das muß ein Irrer getan haben«, stöhnte Noris.
Sie hoben Amanda Madden hoch und legten sie auf eine Bank.
Die meisten Menschen verließen entsetzt die Aufbahrungshalle. Die Sargträger zogen sich zurück und redeten leise und aufgeregt miteinander.
George Noris konnte nicht hören, was sie sagten. Nur ein Wort verstand er: »Ghoul!«
»Versuchen Sie Amanda zu sich zu bringen«, forderte Noris den Mann auf, der ihm geholfen hatte, trat zu den Sargträgern. Sie verstummten sofort, als sie ihn bemerkten. Nervös und ängstlich mieden sie seinen Blick.
»John Madden war mein bester Freund«, sagte er hart. »Haben Sie einen Verdacht, wer seine Leiche so zugerichtet hat?«
Die Männer schwiegen.
»Einer von Ihnen nannte vorhin ein Wort, das mir fremd ist: Ghoul. Was ist das?« wollte George Noris wissen.
»Wir wollen nicht mit Ihnen darüber sprechen«, antwortete nun doch einer der Sargträger.
»Warum nicht?«
»Es ist gefährlich.«
»Was ist ein Ghoul?«
Der Sargträger seufzte und blickte seine Kollegen an. Sie nickten.
»Na schön«, sagte er. »Wenn Sie es unbedingt wissen müssen: Ghouls sind Leichenfresser.«
»Und es gibt sie auf diesem Friedhof?«
»Bisher war unser Gottesacker von ihnen verschont, aber…«
»Sind das Tiere? Wieso habe ich noch nie davon gehört?«
»Nein, Sir, es sind keine Tiere. Manche Menschen denken, es würde sie nur in Horror-Romanen geben. Sie können sich einfach nicht vorstellen, daß es solche Bestien wirklich gibt, doch sie existieren. Es sind widerliche Dämonen. Ich habe schon mal einen gesehen, und ich hatte großes Glück, ihm zu entkommen. Es war drü- ben auf dem Brompton Cemetery. Dieser Unhold jagte mich durch den ganzen riesigen Friedhof, und um ein Haar hätte er mich erwischt.«
Dämonen – Höllenwesen…
George Noris wußte nicht, was er davon halten sollte. Der Ernst der Situation ließ keinen Scherz zu. Aber konnte das, was der Sargträger behauptete, wahr sein?
Kann ein vernünftiger Mensch an Dämonen glauben?
»Wie sehen diese Ungeheuer denn aus?« fragte er gepreßt.

»Sie sind zumeist gedrungen, haben eine ekelig schleimige Haut, tiefliegende, glühende Augen, und ihre Zähne sind gelb und dreieckig wie bei Haien.«

»Und mit diesen Zähnen hat ein… Ghoul meinen Freund … Ich fasse es nicht.«

Nicht alle Träuergäste hatten die Aufbahrungshalle verlassen.

Einige hatten den Mut aufgebracht, zu bleiben, und ganz im Hintergrund, neben einer kalten Marmorsäule stand ein bleicher Mann, um dessen Lippen ein verstecktes Lächeln zuckte.

Er wußte mit Sicherheit, daß es Ghouls gab, denn er war selbst einer, und er war es gewesen, der seinen Hunger an John Madden gestillt hatte.

***

Ein Ghoul!

Jetzt wurde mir einiges klar, wenn auch noch lange nicht alles.

Ghouls, also Dämonen, Mitglieder der schwarzen Streitkräfte…

Natürlich hatten sie es wie alle anderen Dämonen auf mich abgesehen.

Man nennt mich den Dämonenhasser, und das nicht zu Unrecht.

Ich fügte der schwarzen Macht schon viele schmachvolle Niederlagen zu, deshalb gab es viele Höllenwesen, die es sich zum Ziel setzten, Tony Ballard zu vernichten.

Bisher war dies zum Glück noch keinem meiner vielen Feinde gelungen.

Nun verstand ich, wieso der Kerl nach dem schweren Unfall, den er gebaut hatte, ohne einen Kratzer aufstehen konnte, und ich fragte mich, ob er der einzige Ghoul in London war, der es auf mich abgesehen hatte.

Im Moment jedenfalls war es so.

Der Mord an Zohra Grant – die Attacke dieses Ghouls… Gab es hier einen Zusammenhang? Für mich war keiner erkennbar.

Der Leichenfresser sprang. Ich wich aus. Mein Colt wechselte von der rechten Hand in die linke. Ich wollte den Schleimigen nur töten, wenn es sich nicht umgehen ließ.

Lieber hätte ich ihn lebend in die Finger bekommen, um ihm die Fragen stellen zu können, auf die ich keine Antworten wußte. Er streifte mich mit der Schulter. Ich schlug mit dem magischen Ring zu.

Der Treffer ließ ihn aufheulen.

Ich sah die Stelle, wo der Ghoul Bekanntschaft mit meinem Ring gemacht hatte. Eine dicke Brandblase bildete sich an seinem Hals.

Sie wuchs, wucherte, wurde zu einem häßlichen Geschwür und platzte auf. Ein zähflüssiges Sekret tropfte heraus und floß über die Brust des Monsters.

Wild hackte das Höllenwesen nach mir. Ich tauchte unter dem Prankenhieb weg und konterte mit einer blitzschnellen Geraden, die den Ghoul gegen die Kabeltrommel schleuderte.

Ich ließ nichts anbrennen, setzte nach. Der Kolben des Colt Diamondback traf meinen dämonischen Gegner genau zwischen die Augen. Es klatschte, denn der Ghoulschädel war zu einer weichen, beinahe gallertartigen Masse geworden.

Er bekam erneut meinen magischen Ring zu spüren.

Das brachte ihn ins Wanken. Mein Herz machte einen Freudensprung. Ich gewann mehr und mehr Selbstvertrauen, bekam Oberwasser, reagierte nicht mehr, sondern diktierte das Geschehen.

Meine Faust schoß auf ihn zu. Er brach in die Knie, knurrte und zog seine Krallen über den Asphalt. Damit rief er ein Geräusch hervor, das mir einen kalten Schauer über den Rücken jagte.

Ich schnellte vor und wollte ihm den nächsten Schlag mitten ins Gesicht pflanzen. Er versuchte den Treffer ungelenk abzuwehren.

Es gelang ihm, meine Faust abzulenken.

Mein Unterarm schabte über seinen, die Faust schoß an seinem häßlichen Gesicht vorbei. Mich riß mein eigener Schwung vorwärts, und ich prallte gegen den Leichenfresser.

Er war zwar angeschlagen, aber noch nicht erledigt.

Noch hatte ich ihn nicht hundertprozentig unter Kontrolle, und angeschlagene Gegner sind oft am gefährlichsten. Sie haben nichts mehr zu verlieren, setzen alles auf eine Karte – und manchmal gewinnen sie, obwohl das keiner mehr für möglich gehalten hätte.

Seine linke Krallenfaust traf mich unvermittelt. Ich ächzte und krümmte mich unter glühenden Schmerzen. Der Ghoul riß mir blitzschnell die Beine unter dem Körper weg, und innerhalb eines Sekundenbruchteils hatte sich das Blatt zu seinen Gunsten gewendet.

Er warf sich mit einem ohrenbetäubenden Gebrüll auf mich. Ich sah sein weit aufgerissenes Maul, den glutroten Rachen, die Gier in seinen Augen, die spitzen Zähne – und wußte, daß ich nur noch eine Chance hatte: den Colt Diamondback.

Viele Fragen würden unbeantwortet bleiben.

Egal. Wichtiger war, daß ich mein Leben behielt.

In dem Moment, wo er zubeißen wollte, drückte ich ab. Der Schuß wurde von seinem Körper gedämpft. Die geweihte Silberkugel bohrte sich in seinen Leib und löschte sein schwarzes Leben aus.

Röchelnd kippte der Ghoul zur Seite. Ich erhob mich. Ein konvulsivisches Zucken ging durch den Körper des Scheusals, dann lag es still – und der Ghoul verging.

Innerhalb weniger Augenblicke war von ihm nichts mehr zu sehen. Ich atmete erleichtert aus, steckte die Kanone weg und entspannte mich. Der Kampf war zwar nicht so ausgegangen, wie ich mir das

vorgestellt hatte, aber ich konnte mit diesem Ende trotzdem zufrieden sein, denn ich lebte noch.

***

Als ich zu meinem Peugeot zurückkehrte, rief jemand: »Da ist der Mann!«

Ein Streifenpolizist kam auf mich zu. »Ich hoffe, Sie haben nicht die Absicht, sich in Ihren Wagen zu setzen und weiterzufahren, Sir.«

»Ich stehe Ihnen zur Verfügung«, erwiderte ich.

»Wo ist der andere? Er ergriff die Flucht; Sie sind ihm gefolgt.«

»Ja, leider ist er mir entwischt.«

»Würden Sie mir Ihre Papiere zeigen?«

»Selbstverständlich. Darf ich telefonieren?«

»Hat das nicht noch ein bißchen Zeit?«

»Der Peugeot ist mit einem Autotelefon ausgerüstet.«

»Ach so, das ist natürlich etwas anderes.«

Ich gab dem Beamten meine Papiere, stieg in den Wagen und rief Tucker Peckinpah an, damit er die Wogen glättete und mir die Wege ebnete, denn ich wollte zu Todd Donat weiterfahren.

Der Industrielle war überrascht, als er erfuhr, was sich ereignet hatte. Er versprach, sich sofort für mich zu verwenden und legte auf. Ich schob den Hörer in die Halterung und verließ meinen Wagen.

Mein Partner würde nun seine Beziehungen spielen lassen. Ein, zwei Anrufe an der richtigen Stelle würden eine Kettenreaktion auslösen, und in Kurze würde ich meine Fahrt, die auf eine so brutale Weise unterbrochen worden war, fortsetzen können.

Ich hatte dem Streifenpolizisten absichtlich nichts von dem Ghoul erzählt, denn ich wußte nicht, wie er zu diesem Themenkreis stand.

Wenn er die Existenz von Dämonen als glatten Humbug ablehnte, hätte er wohl angenommen, ich wollte ihn auf den Arm nehmen.

»Mister Ballard«, sagte er und gab mir meine Papiere zurück.

»Würden Sie mir erzählen, was passiert ist.«

»Ich nehme an, das haben Sie schon von gut einem Dutzend Leuten gehört, Officer.«

»Das ist richtig. Und nun möchte ich es von Ihnen, dem unmittelbar Beteiligten, hören.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Der Mann kam von links. Ich hatte Vorfahrt, um die er sich jedoch nicht scherte, und wenn ich nicht so schnell reagiert hätte, hätte es einen großen Knall mitten auf der Kreuzung gegeben.«

»Es gibt einen Augenzeugen, der der Ansicht ist, daß der Autofahrer Sie mit Absicht rammen wollte. Was meinen Sie dazu?«

Der Mann hatte eine hervorragende Beobachtungsgabe, dachte ich, zuckte mit den Schultern und meinte: »Das weiß ich nicht, Officer,

kann ich mir nicht vorstellen.«
»Wie haben Sie den Zusammenstoß verhindert, Mr. Ballard?«
»Da ich mit Bremsen nichts erreicht hätte, gab ich Gas.«
»Ein Glück, daß Sie sich nicht anders entschieden haben.«
»Kann man wohl sagen.«
Dieses Frage- und Antwortspiel hätte sich wohl noch eine Weile fortgesetzt, wenn der Streifenpolizist nicht von seinem Kollegen zum Dienstwagen gerufen worden wäre.
Die beiden Uniformierten sprachen kurz miteinander. Es war soeben ein Funkspruch durchgekommen. Der Polizist, der mir die Fragen gestellt hatte, kehrte zu mir zurück und sagte: »Es ist gut, Mister Ballard, Sie können weiterfahren:«
Gute Beziehungen muß man eben haben, und die hatte ich durch Tucker Peckinpah.
»Vielen Dank«, sagte ich freundlich lächelnd, stieg in den Peugeot und startete den Motor.
Die Sache mit dem Ghoul ging mir nicht aus dem Kopf. Ich war mit einem ganz gewöhnlichen Kriminalfall beschäftigt. Der Ghoul paßte hier nicht hinein. Wollte der Leichenfresser nur eine günstige Gelegenheit wahrnehmen?
Von ihm würde ich den Grund für den Anschlag nicht mehr erfahren, und ich hoffte, daß ich nicht noch so einem Höllenwesen begegnete.
Ich hatte genug damit zu tun, den Mord an Zohra Grant und den Überfall auf meine Freundin Vicky Bonney zu klären.
Als ich mein Ziel beinahe erreicht hatte, schnarrte das Autotelefon. Ich griff nach dem Hörer, lenkte das Fahrzeug mit einer Hand.
Der Anrufer war Tucker Peckinpah.
»Na, Tony, habe ich Sie gut losgeeist?«
»Bestens, Partner, danke.«
»Wo befinden Sie sich im Augenblick?«
»Nur noch zwei Straßen von Todd Donats Eissalon entfernt.«
»Brrr. Wie kann man im März schon Eis essen?«
»Manche Leute können es. Haben Sie was auf dem Herzen?«
»Ja, soeben erfuhr ich aus einer gut informierten Quelle eine interessante Neuigkeit. Eigentlich handelt es sich um zwei Neuigkeiten, die durch Ihr Erlebnis mit dem Ghoul großes Gewicht erhalten haben, Tony.«
»Ich bin gespannt wie ein Regenschirm, Partner.«
»Heute nachmittag fand eine Trauerfeier auf einem kleinen Friedhof statt«, berichtete Peckinpah. Er nannte den Namen des Gottesackers. Ich wußte, wo das war. »Die Witwe hatte den Wunsch, ihren verstorbenen Mann in der Aufbahrungshalle noch einmal zu sehen. Man öffnete den Sarg, und es lag eine von einem Ghoul verwüstete Leiche darin.«

»Das muß für die Frau ein furchtbarer Schock gewesen sein«, sagte ich.

»Nicht nur für die Witwe. Es fielen noch ein paar andere Personen in Ohnmacht.«

»Und Neuigkeit Nummer zwei? Spielt hierbei auch ein Ghoul eine Rolle?«

»Allerdings. Ein Mädchen wurde in ihrer Wohnung von einem Ghoul attackiert und grausam ermordet. Angie Lampert hieß sie.«

Der gewissenhafte Industrielle lieferte mir die Adresse gleich mit.

Ein Haus in Soho, nicht weit weg von hier. »Der Nachbar hörte ihre verzweifelten Hilfeschreie und wollte helfen, wurde von dem Monster aber niedergeschlagen. Für Angie Lampert hätte der Mann, Gordon Pinsent ist sein Name, jedoch nichts mehr tun können, denn als er die Wohnung seiner Nachbarin betrat, lebte das Mädchen nicht mehr.«

»Dreimal Ghouls an einem einzigen Tag, das ist ein bißchen viel«, sagte ich.

»Ich fürchte, da kommt eine unangenehme Aufgabe auf Sie zu, Tony«, bemerkte Tucker Peckinpah. »Ihnen bleibt nicht viel Zeit für die Aufklärung des Mordes an Zohra Grant.«

»Sieht so aus.«

»Verzetteln dürfen Sie sich nicht. Wenn Sie die Mörder heute nicht erwischen, sollten Sie die Arbeit vorläufig der Polizei überlassen und sich auf die Ghouls, Ihr eigentliches Aufgabengebiet, konzentrieren.«

»Mach' ich«, sagte ich.

»Ich halte Sie auf dem laufenden. Falls sich irgend etwas Neues ergibt, erfahren Sie es von mir umgehend.«

»Dafür bin ich Ihnen dankbar, Partner.«

»Jeder von uns muß sein Scherflein dazu beitragen, damit es zu keinen übermäßigen schwarzen Auswüchsen kommt.«

Ich bog um die Ecke. »Ich bin am Ziel, Partner.«

»Viel Erfolg.«

Wir beendeten das Gespräch, ich stieg aus und betrat den Eissalon, dessen Fassade grellbunt bemalt war. Direkt sommerliche Gefühle bekam man bei ihrem Anblick.

Wenn eine Hitzewelle die andere ablöste, bekam man hier garantiert keinen Platz. Heute hätte ich unter fünfzehn leeren Tischen wählen können. Nur insgesamt drei Personen löffelten Eis. Ein Mann und zwei Frauen. Bananen-Split, Yoghurt-Becher, Coup Melba.

Viele weitere dekorative Servierkompositionen waren ringsherum abgebildet, und rechts unten klebte immer der Preis.

Für das, was Todd Donat bot, war er nicht teuer. An den Wänden hingen Bilder: die Wahrzeichen europäischer Hauptstädte – Riesenrad, Eiffelturm, Collosseum, Atomium…

Dazwischen gab es viele Spiegel, die den Salon noch größer

erscheinen ließen, als er war. Zwei hübsche Mädchen in Phantasieuniformen standen hinter den Behältern, in denen sich das bunte Eis befand, und hätten gern etwas für mich getan.

Erwartungs- und hoffnungsvoll blickten sie mich an. Vielleicht waren sie am Umsatz beteiligt.

»Was darf es sein?« fragte mich eine der beiden.

»Kein Eis«, antwortete ich lächelnd. »Ich möchte zu Mister Todd Donat. Ist er hier?«

»Einen Augenblick.«

Das Mädchen verschwand durch eine Tür. Als sie sie öffnete, war das Brummen einer Eisrührmaschine zu hören. Ich brauchte nicht lange zu warten. Das Mädchen erschien wieder und brachte einen kleinen Mann mit schwarzen Haaren, dunklen Augen und römischer Nase mit.

Ich war sicher, daß seine Vorfahren nicht Donat, sondern Donatelli oder so ähnlich geheißen hatten. Für mich war dieser Mann – obwohl Engländer – der typische Italiener.

Er begegnete mir mit vorsichtiger Reserviertheit. »Ja, bitte?«

»Mein Name ist Tony Ballard, Sir. Ich bin Privatdetektiv. Kann ich Sie unter vier Augen sprechen?«

Donat streifte die Mädchen mit einem kurzen Blick, nickte und sagte: »Kommen Sie, Mister Ballard.«

Er führte mich in sein unordentliches, kleines Büro und bot mir Platz an. Er meinte, das Geschäft würde erst im nächsten Monat anlaufen. Es klang so, als wollte er sich dafür entschuldigen, daß er nichts zu tun hatte.

»Was kann ich für Sie tun, Mister Ballard?« fragte er dann.

»Unweit von hier, in Soho, wurde ein Mädchen ermordet, Mister Donat«, begann ich. »Ein kaltblütiger Mord. Zwei Männer führten die Tat aus. Sie wollten sie als Unfall tarnen, schlugen das Mädchen nieder, entkleideten es, legten es in die Badewanne und warfen das elektrische Heizgerät hinein.«

Todd Donat schüttelte fassungslos den Kopf. »Auf was für Ideen manche Leute kommen.«

»Oh, diese Mordart ist nicht neu, Mister Donat.«

»Ich höre davon zum erstenmal.«

»Sie gehen wohl selten ins Kino.«

»Richtig, sehr selten. Wie heißt das Mädchen, das ermordet wurde, Mr. Ballard?«

»Zohra Grant. Ich bin hier, weil Ihre Telefonnummer in ihrem Notizbuch steht und rot unterstrichen ist.«

»Zohra Grant…« Er dachte nach. »Ach ja, ich erinnere mich. Ein hübsches schwarzhaariges Mädchen.«

»Genau.«

»Sie war hier, als wir den ersten Tag geöffnet hatten. Ich unterhielt

mich sehr gut mit ihr, und sie sagte zum Abschied, meinen Salon müsse sie sich merken, denn sie hätte noch nirgendwo ein besseres Eis gegessen. Sie fragte mich, ob ich größere Portionen auch ins Haus liefern würde, und ich sagte ja. Daraufhin ließ sie sich von mir meine Telefonnummer geben, und sie sagte, sie würde davon bestimmt einmal Gebrauch machen.«

Eine simple Erklärung. Aber war sie korrekt? Welchen Grund sollte Todd Donat haben, mich zu belügen? Er schien mit dem Mord an Zohra Grant nichts zu tun zu haben, machte einen harmlosen, seriösen Eindruck auf mich.

Hatte ich eine Veranlassung, an seinen Worten zu zweifeln?

Nein, eigentlich nicht. Trotzdem ging ich noch nicht. Es gab noch drei weitere rot unterstrichene Telefonnummern in Zohra Grants Büchlein, und mir waren die dazugehörigen Namen bekannt: Peter Lookinland, Tab Darren und James Hunter.

Um die beiden letzten kümmerte sich Mr. Silver. Tab Darren besaß eine Diskothek in Soho. Welchen Beruf James Hunter ausübte, entzog sich unserer Kenntnis.

Ich nannte die drei Namen und fragte den Eissalonbesitzer italienischer Abstammung, ob er einen dieser Männer kenne. Todd Donat schüttelte den Kopf, nachdem er gründlich nachgedacht hatte.

»Nein, Mister Ballard, tut mir leid, diese Namen sind mir fremd.«

»Warum wurde Zohra Grant Ihrer Meinung nach wohl ermordet, Mister Donat?« fragte ich.

»Ich habe keine blasse Ahnung«, antwortete er, und ich hatte keinen weiteren Fragen mehr an ihn.

Das Rätsel blieb weiter bestehen, und die Zeit drängte. Die Ghouls saßen mir gewissermaßen im Nacken. Ich mußte mich bald um sie kümmern.

***

Ich betrat das Vorzimmer der Anwaltspraxis. An einem gläsernen Schreibtisch saß ein überaus attraktives Mädchen, das sofort die Brille verschwinden ließ, als es mich sah. Ihr Lächeln war zauberhaft. Sie hatte die regelmäßigsten, blitzweißesten Zähne, die ich je gesehen hatte.

»Tony Ballard«, sagte ich. Mehr brauchte ich nicht zu sagen.

»Mister Lookinland erwartet Sie, Mister Ballard«, sagte sie.

Ich hatte den Rechtsanwalt vom Hotel aus angerufen.

»Diese Tür«, sagte das Mädchen, und ich begab mich in Peter Lookinlands Allerheiligstes. Das Büro war nicht viel kleiner als die Halle des Paddington-Bahnhofs.

Die Wände waren mit Holz getäfelt. Meine Füße versanken in einem knöcheltiefen Teppich. Es gab nicht bloß ein Fenster, sondern eine

ganze Glasfront, durch die das Tageslicht hereinflutete.

Die Klubgarnitur aus teurem Büffelleder gefiel mir sehr gut. Ich muß sagen, mir gefiel eigentlich alles – das Mädchen im Vorzimmer, dieses geschmackvoll eingerichtete Büro, der herrliche Ausblick über Soho…

Nur eines gefiel mir nicht, und das war Peter Lookinland. Wir hatten nicht die gleiche Wellenlänge, das spürte ich sofort. Der Mann sah gut aus, war schlank, trug einen kaffeebraunen Maßanzug mit Weste, und sein Gesicht war höhensonnengebräunt.

Irgend etwas störte mich an ihm. Er trug einen Siegelring an der rechten Hand. Mir fielen die verschlungenen Initialen PL auf. Er schien mich nicht zu mögen.

Vielleicht hatte er eine allgemeine Animosität gegen Privatdetektive, oder lehnte er nur meine Person ab? Er versuchte die Abneigung zu überspielen, erhob sich und kam freundlich lächelnd auf mich zu.

Seine Mitarbeiterin mußte ihm über die Gegensprechanlage ganz schnell mitgeteilt haben, wer auf ihn zukam, denn er nannte mich bei meinem Namen, obwohl wir einander nie zuvor gesehen hatten.

»Ich werde Ihre kostbare Zeit nicht lange in Anspruch nehmen, Mister Lookinland«, versprach ich.

»Oh, ich nehme mir für Sie Zeit, soviel Sie wollen«, erwiderte er.

»Ich habe vor Privatdetektiven sehr viel Respekt. Es ist ein harter Job, manchmal auch undankbar.«

Ich erzählte ihm das gleiche, was ich schon in Todd Donats Eissalon losgeworden war und stellte dem Rechtsanwalt ähnliche Fragen. Ich bemerkte, wie er sich alle seine Antworten reiflich überlegte.

War das nur eine Angewohnheit? Oder hatte Peter Lookinland etwas zu verbergen? Er behauptete, Zohra Grant wäre wegen einer Rechtsauskunft bei ihm gewesen. In Einzelheiten wollte er nicht gehen.

War das ein Grund für Zohra, seine Telefonnummer in ihrem Notizbuch rot anzustreichen? Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Rechtsanwalt nicht mit offenen Karten spielte.

Was verheimlichte er mir? Um wieviel mehr wußte er, als er mir erzählte? Bestand ein Zusammenhang zwischen ihm und den Mördern? Zwischen ihm und dem Mord?

Er hob die Schultern. »Ich fürchte, ich bin Ihnen keine große Hilfe, Mister Ballard.«

»Tja, scheint so«, sagte ich ernst. »Meines Erachtens liegt das wohl in erster Linie daran, daß Sie mir nicht helfen wollen.«

Er funkelte mich zornig an. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß Sie bewußt Informationen zurückhalten.«

»Ich kann mit Ihnen nicht über alles sprechen, das werden Sie einsehen. Ich bin meinen Klienten gegenüber zum Schweigen verpflichtet.«

»Auch toten Klienten gegenüber?«

Er biß sich auf die Unterlippe, schien nachzudenken, einen inneren Kampf mit sich auszutragen. Schließlich nickte er.

»Na schön«, sagte er und begab sich zu seinem Schreibtisch.

Ich war gespannt auf das, was er mir nun präsentieren würde. Er öffnete die oberste Lade, griff hinein, riß eine Luger-Pistole heraus und ließ mich in deren schwarzes Mündungsauge blicken. »Hände hoch, Tony Ballard!« Mir blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Ein verdammter Fall war das.

***

Vicky Bonney saß in einem bequemen Sessel und blickte nachdenklich zum Fenster hinaus. Vor ihrem geistigen Auge schien ein Film abzulaufen, dessen Enden zusammengeklebt waren.

Immer wieder sah sie dasselbe. Am Anfang stimmte die Schärfeneinstellung noch nicht, und Vicky sah alles ziemlich verschwommen, doch von Mal zu Mal wurde das besser.

An diesen Wiederholungen schärfte sich Vickys Erinnerung. Sie sah jetzt Dinge klar, die ihr nach dem Erwachen aus der Ohnmacht nicht eingefallen waren.

Als sie in Zohras Wohnung gewesen war, hatte sich die Übergardine verdächtig gebauscht, und dann war alles sehr schnell gegangen. Eine Hand hatte die Gardine zur Seite gefegt.

Den Mann hatte Vicky Bonney nicht sehen können, aber an seine Hand erinnerte sie sich nun ganz deutlich. An die Hand mit dem goldenen Siegelring. Initialen hatten sich darauf befunden: PL.

Peter Lookinland? Vicky erschrak. Verrannte sie sich da nicht in eine falsche Idee? Waren es wirklich die Initialen PL gewesen, die sie gesehen hatte? Konnte der Rechtsanwalt Peter Lookinland einer der beiden Männer gewesen sein, die über sie herfielen und sie niederschlugen?

Der Anwalt – ein Mörder? Irgendwie widerstrebte es Vicky Bonney, dies als Tatsache anzunehmen, aber sie fand, daß Tony Ballard davon Kenntnis haben sollte.

Vielleicht stieß er im Verlaufe der Ermittlungen auf jemanden, der einen solchen Siegelring trug. Vicky stand rasch auf und begab sich zum Telefon.

Sie hob ab, und das Mädchen in der Zentrale meldete sich fast augenblicklich. Vicky Bonney nannte die Nummer des Autotelefons und wartete, doch Tony meldete sich nicht.

Er befand sich zur Zeit also nicht in seinem Wagen. War er noch bei Todd Donat, den er zuerst aufsuchen wollte, oder schon bei Peter Lookinland? Vicky legte ratlos auf.

Sie ging im Zimmer auf und ab, überlegte, ob sie bei Donat oder

Lookinland anrufen sollte. Als sie dann wieder nach dem Telefonhörer greifen wollte, klopfte es.

Vicky begab sich zur Tür und öffnete. Draußen stand – sie war überrascht, ihn wiederzusehen – David Newland, der Prediger der

»Freunde der Erleuchtung«. Er wirkte verstört und aufgeregt.

Seine dünnen Hände zitterten. Er starrte Vicky mit großen Augen an. »Miß Bonney, Gott, bin ich froh, daß Sie zu Hause sind.«

»Mister Newland, kommen Sie herein. Warum sind Sie denn so aufgeregt? Wie haben Sie mich gefunden?«

Er trat ein. Immer wieder wollte er seine Finger verschränken, doch es gelang ihm nicht. »Ich fand Mister Ballards Telefonnummer im Telefonbuch, rief an, und man sagte mir, Sie hätten hier ein Ausweichquartier bezogen.«

»Ja, unser Haus wird von Grund auf renoviert«, sagte Vicky. Sie wies auf die fahrbare Hausbar. »Möchten Sie etwas trinken? Sie sind ja ganz durcheinander. Setzen Sie sich.«

Er lehnte den Drink ab und nahm auch nicht Platz. »Ich… ich habe eine Entdeckung gemacht, Miß Bonney. In Zohra Grants Wohnung. Etwas Ungeheuerliches. Das muß ich Ihnen unbedingt zeigen.«

»Kann es zur Lösung des Mordfalles beitragen?«

»Ich glaube ja. Sie müssen es sich ansehen. Ist Mister Ballard nicht hier?«

»Nein, er recherchiert.«

»Mein Wagen steht vor dem Hotel, Miß Bonney. Ich bringe Sie auch wieder zurück.«

»Was ist es denn, was Sie entdeckt haben, Mister Newland?«

»Das… das kann ich mit Worten nicht beschreiben. Das müssen Sie sehen.«

»Okay, ich komme mit Ihnen.«

»Sie werden Zohra Grant mit anderen Augen sehen.«

Der Prediger machte Vicky Bonney neugierig. Sie sagte: »Ich hinterlasse für Tony Ballard nur noch schnell eine Nachricht.«

»Nicht nötig, in längstens einer Stunde sind Sie wieder hier«, meinte David Newland, und Vicky Bonney verließ mit ihm die Hotelsuite.

Der Prediger der »Freunde der Erleuchtung« besaß einen großen schwarzen, protzigen amerikanischen Schlitten. Ein Schlachtschiff.

Newland öffnete für Vicky die Tür, und sie setzte sich in den Fond des Fahrzeugs.

»Ich konnte es zuerst nicht glauben, hielt es für unmöglich«, sagte er und schloß die Tür. Als er dann hinter dem Steuer saß und losfuhr, fügte er seinen Worten hinzu: »Daß es so etwas gibt… Nie hätte ich das von Miß Grant gedacht.«

»Himmel, Mister Newland, machen Sie doch nicht immer nur Andeutungen. Sie quälen mich damit.«

»Tut mir leid, Miß Bonney, das war nicht meine Absicht. Sie haben recht, es ist besser, wenn ich schweige.«

»Mir wäre es lieber, wenn Sie redeten«, sagte Vicky. »Aber ausführlich, damit ich mich auskenne.«

»Dafür fehlen mir die Worte.«

»Ihnen als Prediger?«

»Meine Brüder sagen, ich wäre der wortgewandteste unter ihnen, und bisher dachte ich auch, über jedes Thema sprechen zu können, aber darüber… nein, dafür reichen Worte nicht aus.«

Newland fuhr zügig. Sie erreichten bald Soho, und Vicky Bonney fiel auf, daß der Prediger einen Umweg machte.

»Wohin fahren Sie, Mister Newland?« fragte sie. »Das ist nicht der kürzeste Weg zu Zohra Grants Wohnung. Sie als ihr Nachbar müssen das doch wissen.«

Er antwortete nicht.

»Newland!«

Die einzige Reaktion darauf war ein Knopfdruck. Der Knopf befand sich am Armaturenbrett. Kaum hatte Newland ihn unter seinem Daumen begraben, da schob sich von unten zwischen ihm und Vicky Bonney eine Trennscheibe nach oben. Kugelsicheres Glas war es, und es schloß luft- und schalldicht ab.

»Mister Newland!« schrie Vicky Bonney entsetzt. »Was tun Sie?«

Der Knopfdruck hatte auch beide Türen verriegelt, und mit Verzögerung strömte nun aus Düsen im Fußraum nebelhaftes Gas aus.

Vicky Bonney schlug mit den Fäusten gegen die Trennscheibe.

Vergeblich.

Das Gas stieg langsam hoch, kroch an ihrem Körper empor. Es erreichte ihre Brust, schwebte höher zum Hals.

Als es den Mund erreichte, hielt Vicky den Atem an. Doch wie lange würde sie das aushalten? Sie sah, wie sich David Newland umdrehte und sie hämisch angrinste.

Jetzt hatte er die Maske fallenlassen, er brauchte sich nicht mehr zu verstellen, denn das Mädchen, das er sich geholt hatte, befand sich in seiner Gewalt.

Vickys Herz trommelte aufgeregt gegen die Rippen. Ich will nicht! schrie es in ihr. Ich will nicht atmen!

Aber sie mußte, und mit dem ersten Atemzug pumpte sie das Gas tief in ihre Lunge hinein. Ein schwindelerregendes Gefühl bemächtigte sich ihrer. Die Angst verschwand. Sie war nicht mehr aufgeregt. Alles wurde unsagbar leicht.

Sie sackte in sich zusammen und regte sich nicht mehr.

***

»Darf ich fragen, was das soll?« erkundigte ich mich mit erhobenen

Händen.
»Wir beide werden eine kleine Spazierfahrt machen, Ballard.«
»Angenommen, ich habe keine Lust dazu.«
»Sie sind ein Spaßvogel, wie? Wenn Sie sich weigern, mitzukommen, erschieße ich Sie.«
»Das wird Ihrer Sekretärin nicht gefallen.«
»Die sitzt nicht mehr draußen. Sie wollte schon weggehen, als Sie eintrafen.«
»Was haben Sie mir verheimlicht, Lookinland?«
»Oh, eine ganze Menge, aber keine Sorge, Sie werden auf alle Ihre Fragen eine Antwort erhalten.«
»Wann? Jetzt gleich?«
»Nach der Spazierfahrt«, sagte der Rechtsanwalt und wedelte mit der Waffe, was soviel heißen sollte, wie – ich solle zur Seite treten.
Ich machte zwei Schritte. Er kam um den Schreibtisch herum und auf mich zu. Ich überlegte, ob ich eine Chance hatte, ihn zu überrumpeln. Es sah nicht danach aus. Ich mußte abwarten.
»Umdrehen!« befahl er.
Ich gehorchte.
Er tastete mich ab und nahm mir meinen Colt Diamondback weg.
Der Revolver verschwand zur Hälfte in seinem Hosenbund. Nun war mir klar, warum ich ihn von Anfang an nicht gemocht hatte.
Er war ein Verbrecher, das mußte ich gespürt haben. Das Deckmäntelchen des Rechtsverdrehers reichte nicht aus, um seinen miesen Charakter zu kaschieren. Irgendwie hatte er mit dem Mord an Zohra Grant zu tun.
Bald würde ich mehr wissen, vielleicht sogar alles, aber konnte ich dem Anwalt mit meinem Wissen dann noch gefährlich werden?
Er würde mit Sicherheit dafür sorgen, daß ich dieses Wissen mit ins Grab nahm.
Es ist mir zuwider, vor dem Lauf einer Pistole zu stehen. Die Situation rief in mir größtes Unbehagen hervor. Ich bin nicht der einzige, der darauf so reagiert.
Die Wahrheit würde ich auch anders erfahren, deshalb sah ich nicht ein, warum ich noch länger das fromme Lamm spielen sollte.
Garantiert rechnete Lookinland nicht damit, daß ich ihn jetzt angriff.
Wenn mir die Überraschung gelang, konnte ich das Blatt zu meinen Gunsten wenden. Wenn nicht… war ich tot. Das hieß, ich mußte unheimlich schnell sein, wenn ich den Rechtsanwalt überrumpeln wollte.
Jetzt! befahl ich mir, und dann handelte ich. Mein Schuhabsatz traf sein Knie. Er schrie auf. Ich kreiselte herum und schlug aus der Drehung zu. Meine Faust erwischte den Anwalt so, wie ich mir das vorstellte.

Er wurde zurückgeworfen, drückte ab, doch die Kugel bohrte sich in die Decke. Wie vom Katapult geschleudert warf ich mich auf Lookinland. Mit der Handkante hackte ich ihm die Luger aus der Hand.

Mein Aufwärtshaken rüttelte ihn gewaltig durch. Seine Augen wurden glasig. Er war stehend k. o. Ich gab ihm mit einem, letzten Faustschlag den Rest. Er brach bewußtlos zusammen. Ich bückte mich, um die Luger aufzuheben.

Da bohrte sich plötzlich ein harter Gegenstand in meinen Rücken, und jemand schnarrte: »Liegenlassen, Ballard!«

Die Stimme kam mir bekannt vor. Ihr Klang befand sich noch in meinen Gehörgängen. Hinter mir konnte niemand anders stehen als… Todd Donat, der Eisverkäufer.

***

Das war eine unangenehme Überraschung. Donat, der harmlos aussehende Typ, steckte mit dem verbrecherischen Anwalt unter einer Decke, machte mit ihm gemeinsame Sache.

Zwei Männer hatten Vicky Bonney in Zohra Grants Wohnung überfallen. Zwei Männer hatten Zohra ermordet. Hießen sie Peter Lookinland und Todd Donat? Was war ihr Motiv?

Da stand ich nun zum zweitenmal vor der Mündung eines Schießeisens und war natürlich erneut sauer. Aber würde es mir noch einmal gelingen, die Situation zu wenden?

Donat ließ mir die Chance nicht. Er holte blitzschnell aus und schlug mit seiner Waffe zu. Für mich gingen alle Lichter aus.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Auto. Sie hatten mir die Arme gefesselt. Die Beine nicht. Hinter dem Steuer des Fahrzeugs saß Todd Donat. Der Rechtsanwalt saß neben ihm und hatte wahrscheinlich dasselbe Schädelbrummen wie ich.

Ich stemmte mich hoch und warf einen Blick aus dem Fenster.

Lange konnte ich nicht ohnmächtig gewesen sein, denn wir hatten uns noch nicht weit von Lookinlands Büro entfernt.

Als der Rechtsanwalt bemerkte, daß ich das Bewußtsein wiedererlangt hatte, fragte er mich grinsend, ob ich gut geschlafen hätte.

»Wohin fahren wir?« fragte ich schneidend zurück.

»Lassen Sie sich überraschen.«

»Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß das, was Sie tun, Kidnapping ist!«

»Das brauchen Sie mir nicht zu sagen. Ich bin schließlich Rechtsanwalt.«

»Ich werde dafür sorgen, daß Sie das nicht mehr lange sind.«

»Sie werden gar nichts mehr, Tony Ballard. Ihre große Zeit ist vorbei.

Die Talfahrt hat für Sie begonnen, und es geht mit Ihnen von Minute zu Minute schneller abwärts. Bemerken Sie es nicht?«

»Nein, ich bin noch quicklebendig, und ich gedenke das auch noch sehr lange zu bleiben.«

»Sie können Ihr Schicksal nicht mehr beeinflussen. Todd Donat und ich haben Sie zu einer minderwertigen Figur degradiert. Wir können Sie hinstellen, wo wir wollen. Wir können mit Ihnen anstellen, was uns Spaß macht. Sie hätten Ihre Nase nicht so tief in unsere Angelegenheiten stecken sollen.«

»Was sind denn Ihre Angelegenheiten? Mord?«

»Vielleicht.«

»Wer hat Zohra Grant umgebracht, Lookinland. Waren Sie es?«

»Warum sollte ich es jetzt noch leugnen? Ja, ich war's.«

»Wer hat Ihnen dabei geholfen? Donat?«

»Schon möglich.«

»Warum mußte das Mädchen sterben?«

»Mein Gott, sind Sie neugierig«, sagte Lookinland lachend.

»Das bringt mein Beruf mit sich.«

»Ist es nicht auch Ihr Beruf, Geister und Dämonen zu jagen?«

»Ja, das habe ich mir zur Aufgabe gemacht.«

»Nun, dann freuen Sie sich auf eine große Überraschung, Tony Ballard«, sagte der Rechtsanwalt und lachte wieder.

Was sollte diese Bemerkung? Was wollte er damit andeuten?

»Sie haben mir den Grund noch nicht genannt, warum Zohra Grant sterben mußte«, sagte ich hartnäckig.

»Sagen wir, ihre Wankelmütigkeit war schuld daran.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Sie konnte sich nicht entscheiden. An einem Tag war sie für uns, am nächsten gegen uns.«

»Gegen wen? Gegen Sie beide?«

»Es gibt noch mehr.«

»Tab Darren? James Hunter?«

»Ja, auch die gehören zu uns.«

Zu uns. Er sagte das so, als gehörte er einer Gruppe von Gleichgesinnten an. Meine Gedanken machten einen großen Sprung. Ich befand mich im Geist wieder in Zohra Grants Wohnung, und David Newland stand vor meinem Colt Diamondback. David Newland, der Prediger, der Mann des Friedens.

Er hatte von den »Freunden der Erleuchtung« gesprochen. Wollte er Zohra Grant nicht für diese Vereinigung interessieren? Hatte er etwa auch etwas mit dem Mord an dem Mädchen zu tun?

»Und David Newland?« ließ ich einen Versuchsballon starten.

»Er ist unser Prediger«, sagte Peter Lookinland zu meiner großen Überraschung.

Die »Freunde der Erleuchtung« – was für eine Gruppe das immer war – schien den Tod des Mädchens beschlossen zu haben. Mir rieselte es eiskalt über den Rücken, als mir einfiel, daß Newland meine Freundin gefragt hatte, ob sie einen der Männer wiedererkennen würde.

Sie hatte verneint, doch ich hatte gesagt, daß die Erinnerung vom Schock verdrängt sein und später wiederkommen könnte. Würde das der Prediger nicht zu verhindern versuchen?

Vicky befand sich allein im Hotel. Mr. Silver und ich konnten ihr nicht beistehen, wenn sie Hilfe brauchte. Großer Gott, Vicky! dachte ich. Sei auf der Hut!

Nimm dich vor allem vor diesem harmlos scheinenden Prediger in acht!

Todd Donat verlangsamte das Tempo. Wir befanden uns nun im Zentrum von Soho, und mir kam ein ganz verrückter Gedanke: Hatte mir David Newland diesen Ghoul auf den Hals gehetzt, damit ich im Mordfall Zohra Grant nicht weiter ermitteln konnte?

Nein, das schien mir doch etwas zu weit hergeholt zu sein.

Der Mord an Zohra und die Ghouls – das mußten zwei verschiedene Paar Schuhe sein.

Der Wagen hielt vor einem großen alten Haus. Todd Donat tippte kurz auf die Hupe. Wie von Geisterhand bewegt schwang das Tor auf. Wir fuhren in die düstere Einfahrt, das Tor schloß sich hinter dem Wagen gleich wieder.

Der dumpfe Knall, mit dem die schweren Flügel zuschlugen, machte mir klar, daß ich nun verdammt in der Klemme saß.

***

Bei James Hunter hatte Mr. Silver kein Glück gehabt. Er traf den Mann, dessen Telefonnummer in Zohra Grants Notizbuch stand, nicht zu Hause an. Ein Gespräch mit den Nachbarn war unergiebig gewesen, und so suchte der Ex-Dämon Tab Darrens Diskothek auf.

Es war noch geschlossen. Der große Rummel würde erst am Abend losgehen. Aber Mr. Silver hörte drinnen laut dröhnende Musik. Also mußte jemand da sein.

Da bekanntlich derjenige, der sucht, findet, fand Mr. Silver einen offenen Seiteneingang. Vier Stufen führten zur Tür hinauf; das eiserne Geländer wackelte wie ein Ziegenschwanz, als sich der Hüne daran festhielt.

Er öffnete die Tür und trat ein. Vor ihm befand sich ein weißer Gang. An den Wänden hingen Bilder von Popstars.

Der Ex-Dämon ging den Gang entlang, erreichte abermals eine Tür, und als er sie aufstieß, stürzte sich heiße Funkmusik auf ihn. Er schnippte mit den Fingern im Takt mit und sah sich um.

Das Lokal machte im leeren Zustand einen beinahe deprimierenden

Eindruck, daran konnte selbst die Musik nichts ändern. Hier drinnen fehlte das pulsierende Leben, die unbeschwerte Heiterkeit.

Mr. Silver entdeckte den Discjockey, der seine neuen Platten auf ihren phonetischen Wirkungsgrad testete. Die Stühle standen auf den Tischen. Es roch nach Bohnerwachs und Scheuermitteln.

»Hallo«, sagte der Ex-Dämon, als er beim Discjockey anlangte.

Der Bursche fuhr erschrocken herum. »Hi«, sagte er verlegen.

Der Ex-Dämon grinste. »Erschrecken nicht nur Menschen, die ein schlechtes Gewissen haben?«

»Blödsinn. Jeder erschrickt, wenn er von hinten angequatscht wird, ohne daß er damit rechnet.«

»Sind Sie allein hier?«

»Nein.«

»Ich möchte zu Tab Darren.«

»Weshalb?«

»Das sage ich ihm persönlich, wenn's recht ist.«

»Die Disco ist noch geschlossen. Wir öffnen um zwanzig Uhr. Möchten Sie nicht dann wiederkommen?«

»Denken Sie, ich hab' meine Zeit gestohlen? Ich bin nicht zu meinem Vergnügen hier, habe nicht die Absicht, das Tanzbein zu schwingen. Ich muß mit Tab Darren dringend reden, und zwar über eine sehr ernste Angelegenheit.«

»Wenn das so ist, dann ruf ich ihn mal«, sagte der Discjockey, nahm die Musik mit dem Schieberegler etwas zurück, bog sich das Mikrophon zurecht und rief Darrens Namen.

Im Hintergrund des Lokals öffnete sich eine Tür, und der Besitzer der Diskothek erschien. Ein sonderbarer Kauz. Seine Schläfen waren leicht angegraut.

Er kam nicht zu Mr. Silver, sondern trat hinter die Bar und goß sich einen Scotch ein.

»Das ist Tab Darren«, sagte der Discjockey. »He, Tab, da ist jemand, der dich sprechen will. In einer sehr wichtigen Angelegenheit.«

Darren trank seinen Scotch. Mr. Silver schien ihn nicht zu interessieren. Eigenartig, wie der sich benahm. Der Ex-Dämon begab sich zu ihm. »Nettes Lokal haben Sie«, sagte er, um den Mann anzuwärmen.

»Finden Sie?«

»Ja, es gefällt mir hier.«

»Sie waren aber noch nie bei uns.«

»Das werde ich bestimmt nachholen.«

»An Sie würde ich mich erinnern. Sagen Sie mal, sind Ihre silbernen Haare echt?«

»Nein. Wer hat denn Silberhaare?«

»Eben«, sagte Tab Darren.

»Sie kannten Zohra Grant, nicht wahr?« fragte der Ex-Dämon unvermittelt.
»Ja, sie war kürzlich hier. Hat sie Ihnen meine Disco empfohlen?«
»Dazu kam sie leider nicht mehr. Sie ist tot.« Mr. Silver sagte dem Diskothekenbesitzer, wie das Mädchen ums Leben gekommen war.
»Von Ihnen würde ich nun gern hören, warum man sie umgebracht hat«, fügte der Hüne seinen Ausführungen hinzu.
»Von mir?« fragte Tab Darren überrascht. »Wie kommen Sie denn darauf, daß ich das weiß?«
»Ihre Telefonnummer steht in ihrem Notizbuch.«
»Na und? Wissen Sie, wie viele Gäste ich jeden Abend hier habe? Denken Sie, ich weiß über jeden Bescheid?«
»An den Namen Zohra Grant erinnerten Sie sich aber sofort wieder.«
»Weil Zohra ein ungewöhnlicher Vorname ist, und weil ich mich lange mit dem Mädchen hier an der Bar unterhielt.«
»Worüber?«
»Ach Gott, über belangloses Zeug.«
»Darüber kann man sich lange unterhalten?«
»Denken Sie, hier werden tiefschürfende Gespräche geführt? Dafür ist eine Diskothek nicht der richtige Rahmen. Man spricht über dies und jenes, aber nichts geht in die Tiefe.«
Darren wurde nervös. Es behagte ihm nicht, Mr. Silver Rede und Antwort zu stehen. Er goß sich noch einen Scotch ein und sperrte sich gegen den Ex-Dämon. Mr. Silver war der Meinung, daß Darren mit einer ganzen Menge hinter dem Berg hielt, und das wollte er mittels Hypnose hervorholen.
Doch ehe er Tab Darrens Geist unter Kontrolle bekam, drückte dieser auf einen Knopf, der sich unter dem Tresen befand, und einen Augenblick später wurde der Hüne von drei Männern abgelenkt, die das Lokal betraten.
Als der Discjockey sie sah, verdrückte er sich.
»Ihre neugierigen Fragen passen mir nicht«, sagte Tab Darren grinsend. »Am Ende kommen Sie noch auf die hirnverbrannte Idee, ich könnte das Mädchen mit einem Komplizen umgebracht haben…«
»Haben Sie?« fragte der Ex-Dämon, ohne die eintretenden Männer außer acht zu lassen.
»Wo denken Sie hin? Ich bin doch kein Gewaltverbrecher.«
»Und wie steht's mit diesen Männern? Sind das auch keine?«
»Es sind gute Freunde von mir. Sie beschützen mich.«
»Ein triftiger Grund für mich, sie nicht zu mögen«, knurrte der Ex-Dämon.
»Sie werden sich um Sie kümmern.«
»Wie entgegenkommend.«
»Man weiß, was man seinen Gästen schuldig ist«, sagte Tab Darren

und zog sich zurück. Dem Ex-Dämon blieb keine Zeit, sich weiter des Diskothekenbesitzers anzunehmen, denn die drei Männer fächerten in diesem Moment auseinander.

Sie waren breitschultrig, und eine ungesunde Blässe zeichnete sie aus. Instinktiv spürte Mr. Silver, daß ihm von diesen drei Gegnern mehr Gefahr drohte als von gewöhnlichen Menschen.

Waren es keine gewöhnlichen Menschen?

Auf diese Frage erhielt der Ex-Dämon umgehend die Antwort, denn die drei Kerle verwandelten sich in widerliche Ghouls!

***

»Los, aussteigen!« befahl Todd Donat.

»Sie sollten sich besser aufs Eisverkaufen beschränken«, sagte ich spitz. »Als Verbrecher nimmt Sie nämlich keiner ernst.«

»Ich bin kein Verbrecher!« stellte Donat richtig.

»Sie bedrohen mich mit einer Waffe, schlagen mich bewußtlos, entführen mich und berauben mich meiner Freiheit. Sagen Sie's ihm, daß das alles schwere Verbrechen sind, Lookinland.«

Der Rechtsanwalt zuckte mit den Schultern. »Wir tun, was wir für richtig halten, Ballard.«

»Und das Gesetz?«

»Darauf pfeifen wir. Wir haben unsere eigenen Gesetze.«

»Sie meinen die ›Freunde der Erleuchtung‹.«

»Richtig.«

»Um was für eine Erleuchtung handelt es sich hierbei? Daß sich Verbrechen doch auszahlen?«

»Das wird Ihnen jemand anders erklären«, sagte Lookinland, und da ich immer noch im Wagen saß, wurde er handgreiflich. Er packte mich und zerrte mich aus dem Fahrzeug.

Er hatte allen Grund, sauer auf mich zu sein. Ich hatte ihm mit meinen Fäusten ganz schön zugesetzt. Die Spuren waren jetzt noch in seinem Gesicht zu erkennen. Das freute mich.

Sie führten mich in den Keller des alten Hauses. Wir gelangten in einen schummerigen großen Raum mit steinernen Wänden. Ich mußte mich in einem der ältesten Häuser von Soho befinden.

Obwohl Todd Donat, Peter Lookinland und ich allein hier unten waren und im Moment stillstanden, war der große Raum von gespenstischen Geräuschen erfüllt.

Ich hörte ein Schaben und Kratzen, gedämpftes Brummen und Knurren. Was befand sich jenseits dieser Mauern?

Ein schrilles Knirschen drang an mein Ohr und lenkte meine Aufmerksamkeit in eine bestimmte Richtung. Aus der Steinwand löste sich eine Drehtür, und eine Sekunde später sah ich einen Mann, der mir bekannt war: David Newland, den Prediger der

»Freunde der Erleuchtung«.

Ein zufriedenes Lächeln huschte über sein Gesicht. Der Mann des Friedens, wie er sich selbst genannt hatte, freute sich über die kritische Situation, in der ich mich befand.

Sie hatten nicht die Absicht, mich laufen zu lassen, das stand fest.

Sie hatten Zohra Grant aus irgendeinem Grund ermordet, und ich war ihnen mit meiner Schnüffelei lästig geworden.

Für Kerle ohne Gewissen ist es kein Problem, sich einen lästigen Zeitgenossen vom Hals zu schaffen. Man kann ihn erschießen, erstechen, erschlagen, erwürgen, ihm einen Stein um den Hals hängen und in die Themse werfen…

Der Phantasie waren diesbezüglich keine Grenzen gesetzt.

Der Prediger blieb zwei Schritte vor mir stehen. Todd Donat und Peter Lookinland achteten darauf, daß ich mich nicht auf den mageren Mann stürzte.

»Willkommen in unserem Haus, Mister Ballard«, sagte David Newland.

»Wem gehört das Gebäude? Ihnen?«

»Den ›Freunden der Erleuchtung‹.«

»Es ist ein Schlupfwinkel für gewissenlose Verbrecher, den die Polizei irgendwann ausheben wird. Das wird der Tag eurer Erleuchtung sein – wenn ihr hinter schwedische Gardinen wandert!«

Der Prediger schüttelte den Kopf. »Dazu wird es nicht kommen.«

»Was macht Sie so sicher?«

»Wir werden kräftig unterstützt.«

»Von wem? Was ist das für ein komischer Verein, die ›Freunde der Erleuchtung‹?«

David Newland warf sich stolz in seine schmale Brust. »Es war an einem tristen Januarabend, ich war allein zu Hause und mit mir und der Welt unzufrieden. Etwas Großes wollte ich leisten, aber ich wußte nicht, was. Ich wollte mir gewissermaßen ein Denkmal setzen, das mich überlebt. Oder ist es gar nicht möglich, daß ein Mensch sich selbst überlebt?«

Er sprach mit glänzenden Augen, seine Stimme klang fanatisch, und ich war davon überzeugt, daß er verrückt war. Hielt er sich für eine Art Messias? Welche Botschaft hatte er der Menschheit zu bringen?

Garantiert keine gute, denn seine Hände waren mit Zohra Grants Blut besudelt. David Newland konnte nur ein Messias der Hölle sein. Hatte sie Einfluß auf ihn genommen?

»Lange dachte ich über dieses Problem nach«, erzählte der Prediger weiter, »und plötzlich kam mir die Erleuchtung. Ja, ein Mensch kann sich selbst überleben. Aber er muß bereit sein, jedes Opfer dafür zu bringen. Er darf vor nichts zurückschrecken.«

»Vor nichts!« sagte ich hart. »Nicht einmal vor einem Mord!«

»Sehr richtig, Tony Ballard. Nicht einmal davor. Wer ein großes Ziel vor Augen hat, der darf sich durch nichts beirren, darf sich von niemandem abhalten lassen. Und ich habe das größte Ziel vor mir, das sich ein Mensch stecken kann.«

»Welches?«

»Unsterblichkeit«, strahlte der Prediger. »Ich weiß, daß ich sie eines Tages erlangen werde. Und mit mir alle meine Freunde, die ›Freunde der Erleuchtung‹, die wie ich die Zeichen richtig erkannt haben. Um sich aber darum verdient zu machen, muß man große Taten setzen.«

»Indem man Vicky Bonney niederschlägt, Zohra Grant ermordet, Tony Ballard entführt«, sagte ich sarkastisch. »Sind das große Taten?«

»Nein, Mister Ballard, davon spreche ich jetzt nicht. Es gibt zwei mächtige Gegenpole. Das Gute und das Böse. Jahrelang war ich darum bemüht, ein guter Mensch zu sein. In jener Nacht, als mir die Erleuchtung kam, erkannte ich, daß ich nicht dazu geschaffen war, Gutes zu tun. Nein, wenn ich etwas erreichen wollte, mußte ich mich der anderen Seite zuwenden. Sobald mir das klar geworden war, begann ich umzudenken, und ich befaßte mich intensiv mit dieser anderen Seite. Ich studierte die Höllenstruktur, lernte das Machtgefüge des Bösen kennen und sah deutlich die schwarze Hierarchie vor mir, die Rangordnung der Dämonen. Die unterste Stufe bilden die Ghouls, wie Ihnen sicherlich bekannt ist. Ich sehe das nicht ein. Ich sympathisiere mit diesen niedrigen Dämonen, und ich beschloß, ihnen meine Unterstützung anzubieten, denn meiner Ansicht nach gehören die Leichenfresser viel höher hinauf.«

Ghouls!

Mich hätte es fast vom Hocker gerissen. Plötzlich war aus zwei Fällen einer geworden. David Newland hatte sie zusammengeschmolzen.

Klar, ich hatte ihm in Zohra Grants Wohnung gesagt, daß ich Jagd auf die Mörder machen würde, und er hatte mir daraufhin einen Ghoul auf den Hals gehetzt, damit das, was er und seine verbrecherischen Freunde vorhatten, unentdeckt blieb.

Er konnte tatsächlich nicht alle fünf Sinne beisammen haben. Er war ein Mensch. Wie wollte er den Ghouls denn helfen, daß sie das Schlußlicht an eine andere Dämonengruppe abgaben?

Dazu war er doch gar nicht in der Lage. Wenn die Ghouls sich nicht selbst zu einem Aufstieg verhelfen konnten, schaffte es David Newland doch schon gar nicht.

»Ich fand Gleichgesinnte«, fuhr der Prediger fort, »und wir nannten uns ›Freunde der Erleuchtung‹, denn wir sahen endlich klar, wußten, was wir wollten und wie wir unser Ziel erreichen konnten. Wir versuchen, Menschen für unsere Idee zu gewinnen. Als ich mit Zohra Grant über die Unsterblichkeit sprach, war sie sehr interessiert. Sie wollte mehr darüber hören, und ich weihte sie nach und nach in

unsere Pläne ein. Ich arrangierte ein Zusammentreffen mit unseren Freunden. Noch wußte sie nicht alles, aber wenn von Unsterblichkeit die Rede war, war sie Feuer und Flamme. Wir machten ihr klar, daß sie dafür auch etwas tun müsse, und sie erklärte sich im Prinzip damit einverstanden. Ich dachte, sie würde es ernst meinen und sprach zum erstenmal von den Ghouls, denen wir unsere Dienste angeboten hatten. Wir hatten vor, gemeinsam mit den Leichenfressern hier in London große Taten zu setzen. Das wurde den Ghouls zu Ansehen verhelfen und sie uns verpflichtet machen. Das wiederum würde seinen Niederschlag darin finden, daß die Ghouls sich in der Hölle für uns verwenden und durchsetzen, daß auch wir Dämonen werden.«

Das also war ihr Ziel. Dämonen wollten sie werden, denn als Dämonen waren sie unsterblich – sofern keine weißmagische Waffe sie tödlich traf. Ewiges Leben würden sie erhalten – für den Verrat an der Menschheit.

Als Zohra Grant das erfuhr, wollte sie von den »Freunden der Erleuchtung« nichts mehr wissen. Unsterblichkeit ja – aber nicht um diesen hohen Preis. Sie stieg aus, bevor sie noch richtig eingestiegen war.

Aber das konnten die »Freunde der Erleuchtung« nicht zulassen.

Zohra Grant Wußte zuviel. Sie war eine Gefahr. Sie hatte Vicky Bonney angerufen, meine Freundin.

Wollte sie Vicky nur wiedersehen? Oder wollte sie der Freundin etwas Ungeheuerliches anvertrauen, weil sie wußte, daß Vicky mit einem Dämonenjäger zusammenlebte?

Um keine Schwierigkeiten aufkommen zu lassen, schalteten sie Zohra Grant aus, aber nicht rechtzeitig genug. Dadurch kam ich dennoch ins Spiel, und nun mußten sie mit mir, ihrem neuen Problem, auch noch fertig werden.

»Haben Sie noch Fragen?« erkundigte sich David Newland.

»Nein, jetzt kenne ich mich aus… Das heißt, eines hätte ich schon noch gern gewußt: Wer hat Zohra ermordet?«

»Das haben Peter Lookinland und Tab Darren übernommen. Es war eine Notwendigkeit.«

»Natürlich«, sagte ich sarkastisch. »Übrigens – der Ghoul, der mich im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Verkehr ziehen sollte, ging dabei drauf.«

Der Prediger zuckte gleichmütig mit den Achseln. »Das macht nichts. Man muß immer mit Opfern rechnen.«

»Ich habe erfahren, daß zur Zeit Ghouls in der Stadt ihr Unwesen treiben. Gehören sie zu Ihren Verbündeten?«

»Ja, einige ließen sich nicht halten. Ihr Hunger, ihre Gier nach Menschenfleisch war einfach zu groß. Aber die meisten Leichenfresser befinden sich hier.«

»Hier?« echote ich überrascht.
»In diesem Keller«, bestätigte David Newland. »Ich nehme an, Sie möchten sie sehen.«
Er wartete nicht meine Antwort ab. Ich war nämlich überhaupt nicht erpicht darauf, diese widerlichen Höllenkreaturen zu sehen.
Er griff zwischen zwei Steinquadern in die Wand und legte einen Hebel um, und einen Augenblick später offenbarte sich mir das nackte Grauen.

***

Ghouls!
Vor Mr. Silvers Augen hatten sie sich verwandelt. Auch der Ex-Dämon war überrascht, denn mit so einer Wendung des ganz gewöhnlichen Kriminalfalles hatte er nicht gerechnet.
Sie fletschten die gelben, dreieckigen Zähne, ahnten nicht, mit wem sie es zu tun hatten, und daß ihnen der Hüne überlegen war.
Sie konnten ihm nur auf eine Weise gefährlich werden: Wenn es ihnen gelang, ihm das Gesicht auf den Rücken zu drehen, doch so leicht war das nicht zu bewerkstelligen.
Um sich vor ihren grauenerregenden Zähnen zu schützen, ließ der Ex-Dämon seinen Körper zu Silber erstarren.
Er befand sich mit den Ghouls allein in der Diskothek. Tab Darren und der Discjockey hatten sich aus dem Staub gemacht. Für den Ex-Dämon war der Zusammenhang zwischen Zohra Grants Tod und diesen Ghouls noch nicht klar erkennbar, aber er hoffte, bald durchzublicken.
Als die Leichenfresser sahen, daß auch Mr. Silver fähig war, sich zu verwandeln, stutzten sie einen Augenblick und wechselten nervöse Blicke. Seine Finger wurden zu scharfen, tödlichen Harpunenspitzen, und in seinen perlmuttfarbenen Augen entstand ein glühendes Flirren.
So erwartete Mr. Silver die Attacke der Gegner. Er war ganz auf Abwehr eingestellt.
Die Dämonen zögerten keine Sekunde länger. Sie griffen ihn an.
Alle drei gleichzeitig. Mit röhrenden Schreien warfen sie sich dem Ex-Dämon entgegen. Mr. Silver aktivierte seine übernatürlichen Fähigkeiten und ließ zwei grelle Feuerlanzen aus seinen Augen rasen.
Sein Feuerblick streifte aber einen Leichenfresser nur, weil die beiden anderen ihn zurückstießen und herumrissen.
Der Ghoul heulte auf, schnellte zur Seite und schlug mit den Armen auf seinen Rücken. Er gebärdete sich wie verrückt, wälzte sich am Boden, strampelte mit den Beinen und stieß schrille Laute aus.
Aber er starb nicht. Es gelang ihm, wieder auf die Füße zu kommen, und das haßlodernde Feuer in seinen tiefliegenden Augen verstärkte sich.

Er wollte Mr. Silvers Leben!

Der Ex-Dämon hatte mittlerweile mit den beiden anderen Leichenfressern zu schaffen. Sie hatten erkannt, daß der Feuerblick für sie tödlich sein konnte und rammten Mr. Silver gegen die Wand.

Sein Silberkörper zerschlug einen großen Spiegel. Klirrend fielen die Scherben zu Boden. Wild versuchte er sich von den Gegnern loszureißen, doch die schleimigen Monster gaben ihn nicht frei.

Er stemmte sich von der Wand ab, hob die Ghouls hoch, drehte sich mit ihnen, lud seinen Körper mit Abwehrmagie auf, doch die Leichenfresser waren nicht abzuschütteln.

Obwohl der Körper des Ex-Dämons aus Silber bestand, versuchten ihm die Ghouls ihre Zähne in den Hals zu schlagen. Holz, Blech und Aluminium vermochten sie zu durchbeißen.

Aber nicht massives Silber.

Knirschend rutschten ihre Zähne von Mr. Silvers Hals ab. Zu dritt versuchten die Leichenfresser dem Hünen das Genick zu brechen.

Sie packten ihn mit ihren glitschigen Krallenhänden. Einer zog dem mehr als zwei Meter großen Hünen die Beine weg. Sie fielen mit ihm auf den Boden und setzten ihre ganze Kraft ein, um ihn fertigzumachen.

Der Ex-Dämon hatte sich mehr Chancen ausgerechnet. Er hatte nicht geglaubt, es mit diesen drei Gegnern so schwer zu haben. Sie schienen aus einem besonderen Holz geschnitzt zu sein.

Auch bei den Ghouls gab es Unterschiede.

Der Hüne riß sich zusammen. Wenn ihn seine Gegner dermaßen forderten, mußte er seine Kraftreserven mobilisieren. Außerdem aktivierte er eine stärkere Abwehrmagie.

Das half. Dadurch bekam er seine rechte Hand frei. Er spreizte die harpunenpfeilähnlichen Silberfinger und stieß sie einem Unhold durch die Brust in das Herz.

Wie vom Blitz getroffen brach das Monster zusammen und löste sich auf.

Der Hüne kämpfte sich hoch. Seine höllischen Gegner klammerten sich aber weiterhin an ihn, flankierten ihn von links und rechts. Er war der Bar zugewandt und wußte plötzlich, wie er sich durchsetzen konnte.

Erneut schoß er zwei Feuerlanzen ab. Sie fegten durch die Diskothek und trafen die Flaschen auf dem Regal. Klirrend zerplatzten sie, Alkohol spritzte nach allen Seiten davon und entzündete sich an der Hitze von Mr. Silvers Feuerblick.

Im Nu stand die Bar in Flammen.

Feuer müssen Ghouls fürchten. Dagegen können sie sich nicht schützen. Mit Feuer kann man sie vernichten. Logischerweise reagierten die Leichenfresser auf die grell züngelnden Flammen mit

Panik.
Sie stießen Mr. Silver zurück und ergriffen die Flucht. Aber der Ex-Dämon hatte nicht die Absicht, sie entkommen zu lassen…

***

Eine der Steinwände versank im Boden, und ich erblickte hinter dicken Gitterstäben Dutzende Ghouls. Meine Nackenhärchen sträubten sich bei diesem Anblick.
Sie waren es gewesen, die die Geräusche verursachten, die ich vorhin vernommen hatte. Die Wand gab den Blick auf einen riesigen Käfig frei. Die Leichenfresser verzichteten darauf, sich in menschlicher Gestalt zu präsentieren.
Sie zeigten sich so, wie sie wirklich aussahen – grauen- und ekelerregend. Sie streckten ihre schleimigen Arme durch das Gitter; ihre krallenbewehrten Klauen zuckten.
Die Gier nach Menschenfleisch ließ sie heulen, und ich fragte mich, ob sie die »Freunde der Erleuchtung« verschont hätten, wenn David Newland sie in diesem Augenblick freigelassen hätte.
»Sind das nicht prächtige Geschöpfe?« rief der Prediger begeistert aus.
Er konnte tatsächlich nicht bei Trost sein.
»Sie sind nicht schön anzusehen, aber sie vereinen Kraft und Grausamkeit in sich. Sie sind böse, tückisch und absolut tödlich für jeden Menschen.«
»Auch für Sie und Ihre Freunde?« wollte ich wissen.
Newland grinste. »Nein, uns tun sie nichts, denn wir sind ihre Verbündeten, und wir werden den Beweis erbringen, daß Ghouls zu Unrecht auf der untersten Stufe der Dämonenrangordnung stehen! Sehen Sie sich diese kleine Armee an, Tony Ballard. Sie wartet voller Ungeduld auf ihren Einsatz. Wir, die ›Freunde der Erleuchtung‹, können sie nicht mehr lange zurückhalten. In Kürze werden wir die Ghouls auf die Menschheit loslassen, und die Leichenfresser werden in London schrecklich wüten.«
»Sie sind wahnsinnig, Newland!«
Der Prediger, der Mann des Friedens, holte aus und gab mir eine Ohrfeige. Gefährlicher Fanatismus funkelte in seinen Augen. »O nein, Ballard, ich bin nicht wahnsinnig. Mir kam die Erleuchtung. Ich weiß endlich, auf welche Seite ich gehöre. Ich werde Sie überleben. Ich werde mich selbst überleben. Ich werde London überleben – als Dämon!«
Das Verfluchte daran war, daß seine Rechnung durchaus aufgehen konnte. Das Ziel, das er sich und seinen Freunden gesetzt hatte, war zu erreichen. Er wäre nicht der erste Mensch gewesen, den Asmodis in den Dämonenstand erhob, weil er der Hölle einen großen Dienst

erwiesen hatte.

Es war zu befürchten, daß das klappte.

Die dämonischen Ungeheuer drängten an das widerstandsfähige Gitter und rüttelten wild an den Stäben. Wenn es zwischen ihnen und den »Freunden der Erleuchtung« eine Art Stillhalteabkommen gab, konnte die Gier dieser vierzig oder fünfzig Ghouls nur mir gelten.

In meiner Kehle bildete sich ein dicker Kloß. Ich war kein Hellseher, aber ich glaubte trotzdem zu wissen, was David Newland vorhatte. In wenigen Augenblicken würde sich dieses Gitter öffnen, und eine Ghoulwoge würde mich überschwemmen.

Unvorstellbares würde mit mir passieren.

Ich war gefesselt. Wie sollte ich mich gegen diese dämonische Übermacht verteidigen? Ein grauenvolles Ende stand mir bevor.

Mein Blick fiel auf den Colt Diamondback, der in Lookinlands Hosenbund steckte.

Damit hätte ich sechs Ghouls töten können, denn sechs geweihte Silberkugeln befanden sich in der Trommel. Die Patrone, die ich auf dem Areal der Erdkabelfabrik abgefeuert hatte, hatte ich durch eine neue ersetzt.

Aber waren sechs Schuß nicht lächerlich wenig bei so vielen Gegnern? Sechs Höllenwesen weniger – das würde überhaupt nicht ins Gewicht fallen.

Verdammt, Tony Ballard, diesmal sitzt du ordentlich in der Patsche. Und dabei glaubtest du, einen ganz gewöhnlichen Mordfall übernommen zu haben, dachte ich.

Der Prediger lachte. »Sehen Sie, wie sie Ihnen ihre Hände entgegenstrecken? Sie möchten zu Ihnen, Ballard.«

»Ich kann auf ihre Bekanntschaft verzichten.«

»Das wird sich aber nicht vermeiden lassen, denn ich werde das Gitter öffnen. Soll ich Ihnen verraten, was dann geschieht?«

»Ich habe genug Phantasie, um mir das vorstellen zu können.«

»Ich will es Ihnen aber sagen, Ballard. Die Ghouls werden über Sie herfallen und Ihnen das Fleisch von den Knochen fressen. Kennen Sie Piranhas? Diese Killerfische mit den messerscharfen Zähnen?«

»Wer kennt die nicht?« gab ich zurück.

»Es wird so sein, als hätte ich Sie in einen von Piranhas verseuchten Fluß geworfen«, behauptete der Prediger. »Im Handumdrehen wird von Ihnen nur noch Ihr Skelett übrig sein.«

Er ergötzte sich allein schon an dieser Vorstellung. Aber er wollte nicht, daß man sagte, er wäre wahnsinnig. Völlig richtig ticken konnte er aber auf keinen Fall.

Die Ghouls gebärdeten sich immer ungestümer. Wenn David Newland sie nicht bald freiließ, zerlegten sie das Gitter. Einige von ihnen bemühten sich schon, die dicken Stäbe auseinanderzubiegen.

Mit vereinten Kräften würden sie es schaffen.
»Schade, daß Sie nicht miterleben werden, wie London untergeht. Die Stadt wird in einem Sumpf, der aus Ghouls besteht, versinken«, prophezeite der Prediger.
»Und Sie nannten sich bei unserer ersten Begegnung einen Mann des Friedens«, sagte ich verächtlich.
Newland grinste mich an. »Ich mußte Sie doch schließlich täuschen.«
»Leider muß ich sagen, daß Ihnen das gelang. An und für sich besitze ich eine gute Menschenkenntnis, aber bei Ihnen hat sie versagt.«
»Das macht mich stolz. Ich will Ihnen dafür einen Trost spenden, Tony Ballard. Sie brauchen hier unten nicht allein zu sterben. Es wird jemand Ihr Schicksal mit Ihnen teilen.«
»Wer?«
Er sagte es mir nicht. Statt dessen schickte er Peter Lookinland und Todd Donat nach nebenan. Sie sollten die Person herbeischaffen, die sich dort befand.
Ich war neugierig, um wen es sich handelte.

***

Vicky Bonney lag auf dem kalten Boden und war ohne Bewußtsein.
Das Nervengas wirkte noch. David Newland hatte sie problemlos ausgetrickst und in das Haus der »Freunde der Erleuchtung« gebracht.
Newland wollte die Gelegenheit wahrnehmen und gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, denn nicht nur Tony Ballard war eine Gefahr für sie, sondern auch Vicky Bonney, falls ihre Erinnerung zurückkehrte.
Die Kälte des Bodens sickerte in Vickys Bewußtsein. Sie begann wieder zu fühlen, zu denken.
Sie fröstelte und zitterte. Sogar ihre Zähne klapperten. Benommen schlug sie die Augen auf. Verwirrt blickte sie sich in dem dämmrigen Keller um. Stimmen drangen an ihr Ohr.
Es fiel ihr noch schwer, die Worte zu verstehen. Sie hatte keine Ahnung, wo sie sich befand. Sie wußte nicht einmal, wie sie hierher gekommen war. Ihr fiel aber ein, daß David Newland damit zu tun hatte.
Der harmlose Prediger. Er hatte sie abgeholt, weil er angeblich eine ungeheure Entdeckung gemacht hatte. Und in seinem Wagen war dann Betäubungsgas ausgeströmt.
Vicky Bonney versuchte sich zu erheben. Ihr Kopf war schwer, und unter der Hirnschale befand sich ein unangenehmer Druck, der das Mädchen keinen klaren Gedanken fassen ließ.
Matt zog Vicky die Beine unter ihren Körper. Sie vernahm Schritte, die sich ihr näherten. Zwei Männer kamen. Sie sah die beiden wie durch einen trüben Schleier.

Als die Männer ihr ihre Hände entgegenstreckten, sah Vicky Bonney den goldenen Siegelring des Rechtsanwalts. Sie erkannte die Initialen PL und wußte augenblicklich, daß sie Zohra Grants Mörder vor sich hatte.

Einen schrillen Schrei ausstoßend, sprang sie auf. Sie wollte fliehen, ohne zu wissen, wohin. Lookinland und Donat ließen es nicht zu. Sie packten Vicky Bonney mit hartem Griff und zerrten die Widerspenstige mit sich.

***

»Vicky!« entfuhr es mir, als ich den Mädchenschrei hörte.

Der Prediger lachte. »Sehr richtig, es ist Ihre Freundin Vicky Bonney. Sie wird Ihr Schicksal mit Ihnen teilen.«

Das hatte ich befürchtet. David Newland konnte die Gefahr nicht eingehen, Vicky Bonney unbehelligt zu lassen. Ihre Erinnerung konnte ihm und seinen Freunden schaden.

Ich wollte mich trotz der gefesselten Hände auf den Prediger stürzen. Er wich zwei Schritte zurück. »Sind Sie eigentlich ein guter Verlierer, Tony Ballard?«

»Ich weiß es nicht«, knirschte ich. »Ich habe bisher noch nie verloren.«

Man konnte es auch anders sehen. Ich hatte nicht immer gesiegt.

Manchmal gingen Kämpfe unentschieden aus, oder ich errang nur einen Teilsieg. Aber richtig verloren hatte ich noch nie, davor hatte mich der Himmel bisher immer bewahrt.

Doch diesmal sah es schlimm aus.

Und nicht nur für mich, sondern auch für meine Freundin. Das schmerzte mich am meisten.

Ich unternahm den Versuch, Vicky zu retten. »Hören Sie, Newland, Sie haben mich. Genügt Ihnen das nicht?«

»Nein«, sagte er hart.

»Lassen Sie Vicky Bonney laufen.«

»Das kann ich nicht, das ist unmöglich, Sie wissen es.«

»Sie wird Ihnen ihr Wort geben, daß sie Sie und Ihre Freunde nicht verrät.«

»Darauf verlasse ich mich lieber nicht.«

»Herrgott noch mal, Newland, haben Sie denn schon alles Menschliche abgelegt? Haben Sie kein Herz mehr im Leibe?«

»Muß man nicht alles Menschliche ablegen, wenn man ein Dä- mon werden will?« erwiderte der Prediger.

»Was stellen Sie sich vor? Denken Sie, es ist so schön, ein Dämon zu sein?«

»Man ist unsterblich.«

»Das stimmt nicht. Es gibt Dämonenjäger, und es gibt viele

Möglichkeiten, einen Dämon zu vernichten. Schneiden Sie meine Fesseln durch und geben Sie mir meinen Colt, dann beweise ich es Ihnen.«

Lookinland und Donat schleppten Vicky Bonney herbei. Sie wehrte sich verzweifelt, war jedoch nicht kräftig genug. Mein Herz krampfte sich zusammen. Als sie mich sah, schluchzte sie auf.

»Tony…!«

Sie stießen sie auf mich zu. Sie hielt sich zitternd an mir fest. Irgend etwas stimmte nicht mit ihr.

»Verdammt, Newland, was haben Sie mit ihr gemacht?« schrie ich wütend.

»Ich hab' sie nur ein bißchen betäubt. Mit Gas. Sie ist noch benommen, das ist alles.«

»Lassen Sie ihr das Leben, Newland, ich flehe Sie an!«

Der Prediger grinste gemein und mitleidlos. »Die Ghouls haben Hunger, und an Ihnen ist nicht viel dran, Ballard. Wie soll ich sie alle satt kriegen?«

»Eines Tages wird Sie der Teufel holen, Newland!« knirschte ich.

»So etwas rächt sich, darauf können Sie sich verlassen. Sie entgehen Ihrer Strafe nicht. Irgendwann wird einer Sie erwischen. Vielleicht mein Freund Mr. Silver. Dann werden Sie um Gnade winseln, und er wird kein Erbarmen kennen!«

Der Prediger zuckte mit den Schultern. »Leere Worte. Sie sind ohne Bedeutung für mich. Meine Freunde und ich werden den eingeschlagenen Kurs beibehalten, und niemand wird uns daran hindern können, unser Ziel zu erreichen.«

»Ihr kriegt euer Fett, darauf könnt ihr Gift nehmen.«

»Leben Sie wohl, Tony Ballard«, sagte der Prediger der »Freunde der Erleuchtung« ungerührt. »Oder nein, in Ihrem Fall muß es heißen: Sterben Sie wohl.«

Er legte einen anderen Hebel um, und das Gitter öffnete sich ganz langsam. Gleichzeitig fiel vor dem Abgang, über den ich mit Lookinland und Donat in den Keller gelangte, ein massives Gitter herunter.

Damit war Vickys und mein Schicksal besiegelt.

Der Prediger zog sich mit Peter Lookinland und Todd Donat zurück. Traute er den Ghouls doch nicht so ganz? Sie verließen den Raum durch die steinerne Drehtür, die nur von außen zu öffnen und zu schließen war.

Sie schloß sich knirschend, und wir waren allein. Allein mit etwa vierzig freigelassenen, hungrigen, mordlüsternen Ghouls!

***

Tab Darren, der Diskothekenbesitzer, rieb sich in seinem Büro

zufrieden die Hände. David Newland hatte ihm drei Ghouls gewissermaßen als Leibwächter zur Verfügung gestellt.

Wie gut er daran getan hatte, erwies sich nun. Newland war ein sehr weitblickender Bruder. Darren war stolz darauf, sich mit dem Prediger zusammengetan zu haben.

Die drei Ghouls würden den komischen Hünen mit den Silberhaaren mühelos erledigen. Niemand war diesen Ungeheuern gewachsen. Tab Darren hoffte, sich eines Tages in ihre Reihen eingliedern zu dürfen.

Er würde Angst und Schrecken unter den Menschen verbreiten und sich der Ehre würdig erweisen, daß man ihn zum Dämon machte, wodurch er ewiges Lebens erlangte.

Der Disko-Besitzer hatte die Möglichkeit, durch einen Einwegspiegel zu beobachten, was sich in seinem Lokal abspielte. Er wollte sehen, wie es diesem lästigen Kerl an den Kragen ging.

Rasch drückte er auf einen Knopf, der sich auf seinem Schreibtisch befand. Das Gemälde, das vor dem Einwegspiegel hing, hob sich. Tab Darren erwartete, ein Schauspiel von besonderer Grausamkeit geboten zu bekommen.

Doch als sich das Bild gehoben hatte, erstarrte der Mann, denn er mußte erkennen, daß sein Lokal in Flammen stand. Es gab nur noch zwei Ghouls, und die waren auf der Flucht vor diesem Fremden, dessen Körper sich in pures Silber verwandelt hatte.

»Was ist das denn für einer?« fragte Tab Darren bestürzt. »Woher kommt der denn?«

Die Flammen griffen rasend schnell um sich. Sie fraßen den vielen Kunststoff auf, mit dem das Lokal dekoriert war. Immer weiter und immer schneller breitete sich das Feuer aus.

Darren drehte durch. Er hing an seinem Besitz und mußte zusehen, wie er vor seinen Augen zugrunde ging. Und dieser seltsame Hüne war schuld daran.

Ohne viel zu überlegen, griff Darren zur Waffe. Er bewahrte sie in seinem Schreibtisch auf. Eine Walther-PPK. Blitzschnell zog er den Schlitten durch.

Er nahm an, daß der Hüne sich nur mit einer Silberhaut schützte.

Er konnte sich nicht vorstellen, daß der Mann durch und durch aus Silber bestand. Wie hätte er sich in diesem Fall denn bewegen sollen?

Er konnte nicht wissen, daß das ein Phänomen Mr. Silvers war.

Tab Darren glaubte, daß seine Kugeln die Silberhaut des Hünen durchschlagen und ihn niederstrecken würden. Hätte er gesehen, wie vorhin die Ghoulzähne an Mr. Silvers Hals abrutschten, wäre er bestimmt Hals über Kopf davongerannt, ohne zu versuchen, den Ex-Dämon mit Schüssen fertigzumachen.

Mit zornrotem Gesicht verließ Darren sein Büro.

Mr. Silver holte in diesem Moment einen der beiden Ghouls ein.

Er packte das Höllenwesen mit seinen Silberfäusten und wirbelte es herum. Er hielt es fest. Der Ghoul riß sein grauenerregendes Maul weit auf und brüllte seine Todesangst heraus, denn er wußte, was ihm nun blühte.

Der Feuerblick des Ex-Dämons raste ihm aus kürzester Distanz ins Gesicht. Der Ghoulschädel stand sofort in Flammen. Mr. Silver ließ den Leichenfresser los.

Das Monster brach zusammen und verpuffte mit einer grellen Stichflamme, die zischend zur Decke hochschoß.

Der letzte Ghoul verschanzte sich hinter Tab Darren, der mit gegrätschten Beinen dastand und die Walther-PPK auf Mr. Silver anlegte. »Na warte, du verdammter Bastard!« schrie er wütend.

»Dir werd' ich's geben!«

Er drückte ab. Einmal, zwei-, drei-, viermal… Die leeren Patronenhülsen hüpften aus der Waffe und flogen gegen die Wand, ehe sie auf dem Boden landeten.

Die Geschosse drangen jedoch nicht in Mr. Silvers Körper, sondern drückten sich an dem kompakten Silber platt. Tab Darren feuerte, bis keine Kugel mehr im Magazin war. Es war ihm ein Rätsel, daß der Hüne danach immer noch auf den Beinen stand. Zeit für tiefschürfende Überlegungen war jedoch nicht.

Jetzt dachte auch Tab Darren nur noch an Flucht. Er hetzte mit dem Ghoul davon. Sie retteten sich hinter eine Tür, die sie blitzschnell schlossen. Von hier ging es weiter in den Hinterhof, wo ein Kleinlastwagen stand, der Darren gehörte.

Der Diskothekenbesitzer und der Ghoul rannten zu dem Fahrzeug. Sie stiegen ein. Aufgeregt ließ Tab Darren den Anlasser mahlen. Der Motor wollte nicht sofort anspringen.

Darren schlug mit den Fäusten auf das Lenkrad. »Komm schon!«

schrie er aufgeregt. »Komm schon, du verdammte Mistkarre! Laß mich jetzt nicht im Stich!«

Mr. Silver warf sich indessen gegen die abgeschlossene Tür. Sie hielt seinem ersten und zweiten Ansturm stand. Als er sich zum drittenmal dagegenwuchtete, brach das Schloß.

Die Tür knallte gegen die Wand. Der Weg zum Hinterhof war frei. In diesem Moment heulte draußen der Motor auf. Mr. Silver jagte aus dem Gebäude. Der Kleinlastwagen setzte sich in Bewegung, fuhr auf die Ausfahrt zu.

Der Ex-Dämon nahm während des Laufens wieder seine gewohnte Gestalt an. Er hechtete hinter dem Fahrzeug her, und seine Finger erwischten die Kante der Ladeklappe. Er ließ sie nicht mehr los.

Der Wagen schleifte ihn ein Stück mit. Mr. Silver spannte seine Muskeln an und zog sich auf die Ladefläche. Die Plane fiel hinter ihm wie ein Vorhang herunter.

Wohin Tab Darren und sein Ghoul-Freund nun auch fahren mochten, Mr. Silver würde bei ihnen sein. Sie konnten ihm nicht entkommen.

***

»Tony!« flüsterte Vicky Bonney erschüttert. »O Gott…«

»Mädchen, reiß dich zusammen! Wir haben vielleicht noch eine Chance!«

»Gegen mehr als vierzig Ungeheuer?«

»Nimm dich zusammen, Vicky. Hilf mir! Befreie mich von den Fesseln.«

Vicky war unfähig, etwas zu tun.

»Nun mach schon!« drängte ich sie.

Das Betäubungsgas steckte noch in ihr. Und der Anblick dieser vielen Monster war ein zusätzlicher Schock, der sie lähmte. »Wir sind verloren, Tony«, hauchte sie.

Die Ghouls quollen förmlich aus dem Raum, in dem sie David Newland untergebracht hatten. Wie eine riesige gallertartige Masse mit vielen Armen und Beinen schoben sie sich auf uns zu.

»Die Fesseln, Vicky! Nimm sie mir ab!« schrie ich.

Endlich reagierte meine Freundin. Sie trat hinter mich und bemühte sich, mit zitternden Fingern die harten Knoten aufzukriegen.

»Ich kann es nicht, ich schaff das nicht, Tony!« schluchzte sie.

»Du mußt!«

»Was hat das noch für einen Zweck?«

»Zum Teufel, tu, was ich dir sage!« schrie ich sie an. Das brachte sie einigermaßen zur Besinnung, denn einen solchen Ton war sie von mir nicht gewöhnt.

Es tat mir leid, sie so behandelt zu haben, aber ich bin auch nur ein Mensch, und meine Nerven waren nahe daran, zu zerreißen. Dicke Schweißperlen standen auf meiner Stirn.

Unaufhaltsam rückte die Ghoul-Front näher. Mir klopfte das Herz hoch oben im Hals, während sich Vicky Bonney immer noch vergeblich bemühte, mir die Fesseln abzunehmen.

»Das Feuerzeug!« keuchte ich. »Schnell, Vicky. Es steckt in meiner Hosentasche!«

Sie schob ihre schlanke Hand in die falsche Tasche.

»Nein, rechts!« stieß ich aufgeregt hervor.

Ich bin zwar Nichtraucher, besitze aber dennoch ein Feuerzeug.

Ein Feuerzeug, das es in sich hat. Man konnte damit nicht nur Zigaretten anzünden. Ein Druck auf einen bestimmten Knopf verwandelte das handliche Silberding in einen magischen Flammenwerfer.

Mein Freund und Nachbar, der Parapsychologe Lance Selby, hatte diese Waffe zusammen mit einem rumänischen Kollegen entwickelt.

Sie hatte mir schon hervorragende Dienste geleistet.
Vicky Bonney riß das Feuerzeug heraus. Auch sie wußte, wie man den magischen Flammenwerfer einsetzte, und dieses Wissen rettete ihr im nächsten Moment das Leben, denn einer der Ghouls löste sich von der Masse.
Er wollte der erste sein, und sein Ziel war Vicky Bonney.
»Vicky!« schrie ich.
Mein Warnruf riß sie herum. Sie sah den Ghoul heranstürmen und drückte auf den Knopf. Eine armlange Feuerlohe stach gegen das Höllenwesen. Das aufzuckende Feuer stoppte die anderen Ghouls für Sekunden.
Der getroffene Ghoul verwandelte sich in eine lebende Fackel.
Seine höllischen Artgenossen wichen vor ihm zurück. Sie befürchteten, ebenfalls Feuer zu fangen, und tatsächlich bestand diese Gefahr.
Das Wesen verbrannte. Nichts blieb von ihm übrig. Das war ein Schock für die anderen Leichenfresser, den wir nützen mußten.
»Die Fesseln!« erinnerte ich meine Freundin heiser. »Mach schnell! Brenn sie durch!«
»Aber deine Hände…«
»Nimm keine Rücksicht. Ich nehme lieber ein paar Brandblasen in Kauf als den Tod!«
Vicky brachte die normale Feuerzeugflamme an meine gefesselten Hände heran. Eine stechende, schmerzende Hitze folterte mich. Ich preßte die Kiefer zusammen und verzerrte das Gesicht.
Ich mußte das aushalten, selbst wenn es noch so weh tat. Der Schweiß rann mir in die Augen. Ich atmete schwer, und plötzlich spürte ich, wie die Fesseln sich lockerten.
Mein Herz machte einen Freudensprung. Endlich konnte ich meine Hände wieder gebrauchen. Ich schleuderte die durchgebrannten Stricke auf den Boden und riß Vicky Bonney das Feuerzeug aus der Hand.
»Danke!« stieß ich zwischen den Zähnen hervor.
Der beißende Schmerz ebbte langsam ab. Ich konzentrierte mich auf die Überzahl der Ghouls, den Flammenwerfer in der Linken, die Rechte mit dem magischen Ring zur Faust geballt. So stand ich da. Abwartend.
Ich machte mir nichts vor. Wenn die Dämonen alle auf einmal angriffen, waren wir verloren. Noch zögerten sie, und es wäre verdammt wichtig gewesen, daß mir eine Idee kam, wie wir unser Leben gegen so viele Bestien verteidigen konnten.
Suchend schweifte mein Blick umher. Der Fluchtweg war vergittert. Ich wußte zwar, wo sich der Hebel befand, mit dem man das Gitter heben konnte, doch davor standen fünf Ghouls, die mich wohl kaum

an den Hebel heranlassen würden.

Wir wichen zurück. »Bleib immer hinter mir«, empfahl ich Vicky.

»Unsere Chancen habe sich gebessert.«

»O Tony, warum siehst du der Wahrheit nicht ins Gesicht? Was kannst du mit dem Ring und mit dem Flammenwerfer gegen so viele Ghouls ausrichten?«

»Ein bißchen mehr Optimismus, wenn ich bitten darf«, zischte ich rügend.

Zwei Ghouls konnten sich nicht länger beherrschen. Sie wollten sich Vicky Bonney holen. Ich stieß das Mädchen unsanft hinter mich und schlug einem der beiden Monster meine Faust zwischen die tiefliegenden Augen.

Der Leichenfresser brach wie vom Blitz getroffen zusammen. Ich schaltete den anderen mit einer Feuerlohe aus und vernichtete auch den, den ich niedergeschlagen hatte, mit Feuer.

Diesmal schockte das die Scheusale nicht. Im Gegenteil, es machte sie wütend, und sie beschlossen endlich, konzentriert anzugreifen. Geschlossen wollte uns die Ghoul-Front überrollen.

Sie schob sich in einer Linie heran, und unsere Niederlage zeichnete sich mit erschreckender Deutlichkeit ab. Es gab keine Möglichkeit, mit so vielen Dämonen fertigzuwerden.

Nicht für mich. Ich war kein Supermann. Ich mußte schon damit zufrieden sein, daß ich mich so lange über Wasser halten konnte.

Doch nun kam der Untergang, den ich mit Ring und Feuerzeug allein nicht abwenden konnte.

Auf der Suche nach einem Wunder streifte mein Blick die Decke.

Ich sah freiliegende elektrische Leitungen und das Kupferrohr der Zentralheizung, in dem sich Heizöl befinden mußte.

Öl – leicht entflammbares, herrlich brennendes Öl!

Ich streckte mich blitzschnell, griff nach der Kupferleitung und riß sie aus den Kunstoffhaltern. Die Ölleitung brach, und Öl sprudelte heraus. Vor uns bildete sich eine Pfütze, die rasch größer wurde.

Die Ghouls dachten sich nichts dabei. Sie kamen trotzdem näher.

Der erste Leichenfresser setzte seinen Fuß in die glänzende Lache.

Der Ghoul neben ihm tat das gleiche.

Sie beachteten das Heizöl nicht. Es rann einigen von ihnen auf den Kopf, floß über ihren schleimigen Schädel und den gedrungenen Körper hinunter, sprudelte unaufhörlich weiter aus der defekten Leitung.

Bald bedeckte es einen großen Teil des Bodens, und somit wateten fast alle Ghouls im Heizöl. Ich entzündete es mit dem magischen Flammenwerfer und sprang zurück.

Ein flammendes Inferno entfachte das Kellergewölbe zu einem Vorhof der Hölle. Das Feuer raste zwischen die Leichenfresser. Sie

schrien entsetzt und versuchten zu fliehen, doch das Feuer ließ sie nicht entkommen.

Die enorme Hitze nahm uns den Atem.

Vicky und ich wichen zurück. Vor uns stand eine rot lodernde Feuerwand.

»Zum Gitter!« rief ich Vicky Bonney zu und löste mich von ihr.

»Was hast du vor?« wollte sie erschrocken wissen.

»Ich muß zu dem Hebel…«

»Das Feuer bringt auch dich um, Tony!«

»Wir müssen hier raus, wenn wir nicht mit den Ghouls verbrennen wollen!« erwiderte ich und rannte los.

Die Hitze griff mit heißen, glühenden Händen nach mir. Rote Flammenzungen leckten mir entgegen. Wild kämpfte ich mich vorwärts. Ich spürte, daß meine Leistungsgrenze fast erreicht war.

Wenn ich sie überschritt, war ich verloren.

Schweißüberströmt tastete ich mich an der Steinwand entlang.

Ich fand den Spalt, in dem sich der Hebel befand, der den befreienden Mechanismus auslöste. Meine Finger umschlossen ihn.

Ich drückte den Hebel nach oben, und das Gitter hob sich. Atemlos kehrte ich um. Die Hitze, der Rauch und das Feuer raubten mir beinahe die Orientierung.

»Tony!« rief Vicky.

Dorthin lief ich, und gemeinsam hasteten wir die Treppe hinauf.

Die brennende Hölle blieb hinter uns.

***

Sobald der Kleinlastwagen anhielt, verließ Mr. Silver die Ladefläche. Er befand sich in der großen Einfahrt eines alten Hauses. Tab Darren und der Ghoul stiegen aus.

Der Ex-Dämon griff den Leichenfresser sofort an. Diesmal beschränkte er sich darauf, nur seine Hände zu Silber erstarren zu lassen. Damit schlug er auf den Ghoul ein.

Darren rannte inzwischen davon. Mr. Silver zerstörte seinen Gegner mit zwei Feuerlanzen und verfolgte anschließend den Diskothekenbesitzer.

»Darren!« brüllte der Hüne. »Bleiben Sie stehen! Davonlaufen hat keinen Zweck!«

Doch das glaubte ihm der Mann nicht. Er hetzte weiter und gelangte völlig außer Atem in einen Raum, in dem sich David Newland, Peter Lookinland und Todd Donat befanden.

Darren schleuderte die Tür hinter sich zu und drehte den Schlüssel im Schloß aufgeregt herum. »Ich werde verfolgt!« stöhnte er.

»Von einem Kerl, der kein Mensch ist! Er kann zu Silber erstarren! Ich habe ihn mit acht Kugeln getroffen! Die Geschosse drückten sich

nur an ihm platt! Er verschießt mit seinen Augen Feuerlanzen! Meine Diskothek brennt! Der verfluchte Hund hat alle drei Ghouls vernichtet, und nun will er mich kriegen!«

»Verdammt, wer ist das?« fragte Peter Lookinland nervös.

»Es kann sich nur um Mr. Silver handeln«, sagte David Newland mit wutverzerrter Stimme.

»Und wer ist das?« fragte der Rechtsanwalt beunruhigt.

»Tony Ballards Freund und Kampfgefährte.«

***

Ich hörte Mr. Silvers Stimme: »Darren! Bleiben Sie stehen! Davonlaufen hat keinen Zweck!« Es war eine Freude für mich, die Stimme des Freundes hier in diesem Haus zu vernehmen.

Eine Tür knallte zu, und einen Augenblick später erreichten Vicky Bonney und ich das obere Ende der Kellertreppe. Ich erblickte den Ex-Dämon.

»Silver!«

Er stand vor einer hohen Tür, fuhr herum. »Tony! Vicky! Wie kommt ihr hierher? Wißt ihr, daß in diesem verfluchten Fall Ghouls mitmischen?«

Ich berichtete ihm im Telegrammstil, was wir alles wußten, und Mr. Silver riß seine perlmuttfarbenen Augen verblüfft auf. Er wandte sich wieder der Tür zu.

Mit seinen Fäusten, die schweren Silberhämmern glichen, schlug er gegen das Holz, bis es brach. Der Ex-Dämon und ich stürzten in den Raum.

Ich riß dem verdatterten Peter Lookinland meinen Colt Diamondback aus dem Hosenbund, und Mr. Silver machte sich daran, den Rest zu entwaffnen. Bevor er jedoch David Newland die Waffe wegnehmen konnte, kreiselte dieser herum und jagte davon.

Ich konnte nicht schießen, denn zwischen dem Prediger und mir ragte der Koloß mit den Silberhaaren auf. Newlands Ziel war eine Tapetentür. Die erreichte er auch und verschwand dahinter.

Mit langen Sätzen lief ich ihm nach. Ich hatte ihm prophezeit, daß er seine Strafe bekommen würde, und der sollte er nicht entgehen.

Hinter Schloß und Riegel sollte er viele Jahre lang bereuen, was er getan hatte.

Das Gericht würde ihn für sein verbrecherisches Treiben zu einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe verdonnern.

Er keuchte die Treppen hoch. Im ersten Stock blieb er stehen und eröffnete das Feuer auf mich. Ich schoß zurück, verfehlte ihn aber ebenso wie er mich. Die Jagd ging weiter.

Im zweiten Stock wiederholte sich das Spiel. Abermals schoß der Prediger. Seine Kugel zischte knapp an meinem Kopf vorbei. Ich

duckte mich und erwiderte das Feuer.

Newland stöhnte auf und zuckte zusammen. Wankend setzte er die Flucht fort. Im dritten Stock stellte ich ihn. Abgrundtiefer Haß loderte in seinen Augen, denn ich hatte alle seine Hoffnungen, Unsterblichkeit zu erlangen, zunichte gemacht.

Blut tropfte von seiner Hand auf den Boden. Der Lauf seiner Waffe wies nach unten. Er stand vor einem großen Gangfenster.

»Verdammt, Tony Ballard, wie haben Sie es geschafft, den Ghouls zu entkommen?«

»Ich hatte Glück.«

»Mit Glück allein gelingt einem so etwas nicht. Was haben Sie getan?«

»Ghouls haben einen wunden Punkt: Feuer.«

»Ich hätte Sie zuerst erschießen und dann den Ghouls überlassen sollen«, knurrte er.

»Tja, das war Ihr Fehler – für den ich mich herzlich bedanke. Sie waren so sehr von den Qualitäten der Leichenfresser überzeugt, daß es Ihnen undenkbar erschien, daß ich mich aus dieser Klemme noch befreien könnte.«

»Und was nun?«

»Ich hoffe, Sie sind vernünftig und geben auf. Lassen Sie die Waffe fallen, Newland!«

»Nein, Ballard, ich möchte, daß Sie sie mir abnehmen.«

»Sie haben keine Chance mehr. In Kürze werden Feuerwehr und Polizei hier eintreffen. Das Spiel ist für Sie verloren, Newland.«

»Dann erschießen Sie mich!« verlangte der Prediger.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin kein Killer. Ich will, daß ein ordentliches Gericht Sie verurteilt.«

»Ich möchte nicht der Mittelpunkt eines Sensationsprozesses sein. Die Menschen würden mich wie ein ausgestelltes Tier begaffen. Die Medien würden meine hehren Ziele lächerlich machen. Ich würde zum Gespött der Leute werden.«

»All das haben Sie sich selbst zuzuschreiben, Newland. Sie hätten sich nicht mit der Hölle einlassen sollen. Das ist noch keinem bekommen. Lassen Sie endlich die Waffe fallen!«

Ich ging langsam auf ihn zu. Keine Sekunde ließ ich ihn aus den Augen. Er grinste mich breit an. »Ich kann Sie zwingen mich zu töten, Ballard.«

»Tun Sie’s lieber nicht.«

Aber er wollte nicht mehr leben, und er wollte durch meine Hand sterben. Ich sah ein triumphierendes Funkeln in seinen Augen.

Ich näherte mich ihm weiter, hatte die Absicht, mich auf ihn zu stürzen und ihn zu entwaffnen, aber dazu war ich noch nicht nahe genug bei ihm. Und er ließ mich auch keinen weiteren Schritt näher

an sich heran.

Blitzschnell riß er die Waffe hoch. Damit zwang er mich, zu schießen. Ich wollte zwar abdrücken, ihn aber nicht lebensgefährlich verletzen. Damit nahm ich ein Risiko auf mich, das der Prediger eigentlich nicht verdiente.

Er war schuld am Tod von Zohra Grant. Er hatte Vicky Bonney und mich von den Leichenfressern töten lassen wollen. Er hatte die Absicht gehabt, London mit Ghouls zu überschwemmen und sie bei ihrem grausamen Treiben zu unterstützen…

Ich zog durch, plazierte den Schuß gewissenhaft. Die Kugel saß nicht in seinem Leben – aber trotzdem überlebte er nicht, denn das Geschoß stieß ihn hart zurück.

Sein Körper prallte gegen die Fensterscheibe. Das Glas brach. David Newland stürzte hinaus und drei Etagen in die Tiefe. Der Aufprall auf dem Asphalt zerriß seinen Lebensfaden.

Ich stieß wütend den Colt Diamondback in die Schulterhalfter und kehrte zu Vicky Bonney und Mr. Silver zurück. Inzwischen hatte sich das Feuer im Keller so sehr ausgebreitet, daß die Nachbarn es bemerkten.

Wie erwartet, trafen Feuerwehr und Polizei ein. Die drei

»Freunde der Erleuchtung« wurden festgenommen. Es gab noch einige weitere Mitglieder, die noch am selben Tag auf Nummer Sicher gebracht wurden.

Wir hatten eine Ghoul-Invasion verhindert, und es war nicht leicht gewesen, das zu erreichen. In den darauffolgenden Tagen ereignete sich nichts mehr, wofür Ghouls hätten verantwortlich gemacht werden können.

Das bedeutete für uns, daß jene Leichenfresser, die den großen Kehraus überlebten, London verlassen hatten, und das war mehr, als ich erwartet hatte…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 26 »Ich jagte das rote Skelett«

[2]Siehe Tony Ballard Nr. 27 »Im Tempel der schwarzen Chimäre«

[3]Siehe Tony Ballard Nr. 18 »Der Schatz der toten Seelen«, und folgende